Kleine

Romane und Erzählungen

von

A. von Sternberg.

Erster Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1862.

Kleine

Romane und Erzählungen.

Kleine

Romane und Erzählungen

von

A. von Sternberg.

Erster Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1862.

Inhaltsverzeichniss.

Das Kästchen

oder

Der neue Hombab.

Eine Streitfrage.

Sind die Frauen der Freundschaft fähig?

Ist ein Freundschaftsbund zwischen einem Mann und einer Frau, im Alter von fünfundzwanzig bis vierzig Jahren möglich? —

Diese Fragen wurden von einem Herrn und einer Dame erörtert, die Beide im hellen Portikus eines kleinen Sommertempels saßen, beschienen von dem Monde, der seine einsamen Strahlen zwischen dem Laub der Bäume und den Säulen des Tempels hindurchschimmern ließ.

Es war eine stille, laue Sommernacht.

Der Gesang der Nachtigall schwieg eben, nachdem er sich in langen, schmelzenden Rouladen ergangen hatte. Das Geflüster der Pappel und der ferne Ruf der Wachtel waren die einzigen Töne, welche die Stille unterbrachen. Die Dame saß in

ihrem Armstuhl zurückgelehnt, den Oberkörper in einen Shawl gehüllt, den sie eng um die Schultern anzog. Der Herr saß ungefähr drei Schritte von ihr; es war ein junger Mann, etwas über dreißig, so wie sie noch nicht das dreißigste Jahr erreicht hatte. Er blickte sinnend vor sich hin und beschrieb mit seinem Stöckchen Zeichen in den Sandboden. Der Mond beleuchtete nur den Unterkörper Beider, die Brust und die Züge waren in Schatten gehüllt.

Nun? rief die Dame, der die Pause zu lange dünkte und die eine Antwort auf ihre Frage erwartete.

Was wünschten Sie zu wissen, Lucinde?

Wie Sie zerstreut sind.

Die Nacht ist beängstigend schwül.

Wir sprachen über die Freundschaft, Aristipp, und Sie hatten die Güte, mir erklären zu wollen, warum wir Frauen die Freundschaft nicht kennen und nicht üben. Nun, mein Freund, war es nicht so?

Allerdings; aber ein solches Versprechen hab' ich nicht gegeben.

Wie? Nicht? So hätte ich Sie mißverstanden.

Wie hätte ich den Frauen so direkt das edelste Gefühl, das wir kennen, absprechen mögen! Ich

sagte nur, unter der großen Anzahl Beispiele, die man zu Gunsten eines solchen Phänomens, wie ein Freundschaftsbund zwischen einem noch jungen Manne und einer ebenfalls noch jugendlichen Frau ist, findet, läßt sich nur wenig entdecken, was der Wahrheitsfreund für einen Beleg des Satzes halten würde, daß die Frauen der wahren, ächten Freundschaft fähig sind.

Also? —

Also wäre es zu bezweifeln, daß Frauen Freundinnen der Männer sein können.

Sondern nur —

Ihre Geliebten. Oder mit anderen Worten, es giebt keine Freundschaft, die nicht das Wort Liebe zu führen verdiente, wenn nicht gleich Anfangs, doch späterhin sicherlich.

Lucinde machte eine unwillige, rasche Bewegung und schmiegte sich in die Ecke des Polsters ihres Stuhles. Man sah es ihr an, daß sie etwas Unangenehmes gehört, und daß sie mit dem Gefühl kämpfte, es los zu werden. Sie wandte ihr schönes Gesicht ab, und die edlen Züge desselben drückten Mißmuth und Verlegenheit aus. Ich habe Sie nicht für so materiell gehalten, Aristipp, rief sie nach einer kleinen Pause. Die gewöhnliche Menge urtheilt so, aber ich glaubte nicht,

daß Sie zu ihr gehörten. Ein Irrthum ist besonders schmerzlich, wenn er die zartesten Saiten unserer Seele berührt.

Warum schmähen Sie die Liebe auf Kosten der Freundschaft? fragte der junge Mann mit einem Anflug von Schadenfreude und Hohn.

Warum? fragte Lucinde rasch, weil Liebe ein gewöhnliches, gemeines Gefühl ist.

Behüte Sie die Göttin der Liebe, Lucinde! Welche arge Lästerung haben Sie sich aber auszustoßen erkühnt. Die Liebe ein gemeines Gefühl? Und das wagen Sie zu sagen, die Sie unmittelbar unter der Herrschaft derselben stehen? —

Ich? Durchaus nicht.

Soll ich die Menge der Männer herbeirufen, die Ihnen zu Füßen zu liegen pflegt? Soll ich sie auffordern, offen zu bekennen, was sie zu ihrer schwärmerischen Abgötterei führt, und wer es ist, der ihre Flammen immer wieder erneut, wenn sie zu erlöschen drohen?

Wie, Aristipp, Sie halten mich für fähig, das frivole Spiel alberner Koketten zu treiben? Alsdann sind wir geschiedene Leute. Sie erhob sich und wollte unwillig enteilen; doch der ungestüme Geliebte, der da fühlte, er habe zu viel gesagt, hielt sie mit Bitten und Beschwörungen zurück.

Geben Sie, Lucinde, die erste Probe, daß Sie der Freundschaft fähig sind, indem Sie eine rasche Aeußerung verzeihen, die nur diesem heiligen Gefühl zu Ehren gesagt wurde.

Also sind wir Frauen der Freundschaft fähig? rief die junge Dame, indem sie sich mit anmuthiger Freundlichkeit umwandte, und ihre Hand dem jungen Manne ließ, der sie gefaßt hatte und an seine Lippen zog.

Gewiß! rief Aristipp. Wenn Sie mit dieser Versicherung eines Geliebten zufrieden sind?

Spötter! Was soll der Geliebte hier?

Ich weiß nicht, wie er dazu kommt, war die verwirrte Antwort; allein er ist da.

So schicken Sie ihn fort; ich will nur mit Aristipp, dem Freunde sprechen.

Gut, setzen wir uns wieder. Wo blieben wir nur? Ja, richtig, bei der Fähigkeit des Weibes, ein freundschaftliches Gefühl für einen Mann zu äußern, ein Gefühl, das nicht Liebe ist, bei Leibe auch nicht Liebe sein und werden soll? Gut. Der heilige Augustin sagt —

Nichts vom heiligen Augustin, wenn ich bitten darf —

Der große Plato —

Nichts von Plato.

Montaigne —

Ernsthaft gesprochen, Aristipp, was soll mir der Wust von Gelehrsamkeit, wenn ich dadurch nicht überzeugt werde. Untersuchen wir unser beiderseitiges Verhältniß. Sie sind mein Freund, Aristipp, nicht wahr?

Der junge Mann stützte das Haupt auf den Arm und hauchte schwermüthig und kaum hörbar: Leider!

Warum leider? —

Weil ich tausendmal lieber Ihr begünstigter Liebhaber wäre. —

Welch' eine materielle Natur! Wenn ich Ihnen nun versichere, daß Sie unendlich höher stehen als Lucindens Freund, denn als Lucindens Liebhaber? Hören Sie mich an. Gesetzt, wir hätten Seelen, die aus feinerem Stoff geschaffen sind, als die Ihrigen; wie? und diese feinen Seelen sollen nicht lieben können, ohne die Zwischenträgereien der Sinne zu bedürfen? Wenn wir fähig sind, mit unseren Seelen das All zu umspannen, will man uns da in den kleinen, goldenen Käfig der Geschlechtsliebe einsperren, damit wir, gleich abgerichteten Vögeln, Euch, Ihr Herren der Schöpfung, stets unser Liedchen vorsingen, wie es uns befohlen worden? Schmachvoll! Wir, die wir Fittige

haben, uns zur Sonne emporzuschwingen, sollen immerdar nur um ein kleines Küchenfeuer herumflattern, das Euch beliebt anzuzünden, damit Ihr es gemüthlicher habt? Erkennt unsere Natur, demüthigt Euch vor ihr! Wir Frauen sind allein jener erhabenen Freundschaft fähig, die, wenn sie sich mit dem Manne verbindet, ihn allein geschickt macht, große Thaten zu thun. Fein und gewaltig zugleich, wirken wir himmlisch im Irdischen, und uns gelingt es, den Herrn der Schöpfung von der Sklavenkette der Sinne frei zu machen!

Ach, wenn Sie das vermöchten, Lucinde!

Sie zweifeln daran?

Und mit Recht! Sie üben eine Gewalt über uns aus, aber diese Gewalt zieht uns zur Erde. Wir erstehen wieder und sind frei, wenn wir sie abgeworfen haben.

Trauriger Irrthum! Unseliger Stolz der Männer! — Unwillig über diese Wendung des Gesprächs, erhob sich die junge Dame und schritt mit verschränkten Armen den Portikus hinauf und hinab. Ihre weißen Gewänder flutheten ihr nach, und sie erschien in diesem Augenblicke als einer der seligen Geister, mit denen die Phantasie stets die Erde bevölkert hat, die so flüchtig sind wie der Strahl des Mondes, der sie bildet, und so launen=

haft gegen den armen Sterblichen, der sich ihren Gesetzen nicht fügt, wie die Elemente, aus denen der Stoff ihres mährchenhaften Leibes besteht. Sie blieb vor Aristipp stehen, als sie bei ihm vorbeikam, und sagte mit traurigem Tone: So ist denn keine Verständigung zwischen uns möglich? So müssen wir den Streit aufgeben? —

Der Ton ihrer Stimme klang so gedankenschwer und war von einer so unheilsamen Schwermuth niedergedrückt, daß Aristipp sich bewogen fühlte, darauf zu erwidern: Wollen wir das Wesen der Freundschaft untersuchen. Lassen Sie uns prüfen, worin sie besteht. Es ist hauptsächlich Zweierlei, das sie bewirkt: sie befriedigt und erhebt. Sie handelt stets uneigennützig, während die Liebe, im grellen Gegensatz zu ihr, nur sich und ihren Zweck vor Augen hat. Das Weib will den Mann für sich; sie will ihn nicht der Welt geben, sie will ihn für sich behalten. Es liegt ihr wenig daran, ihn groß, tugendhaft, für das allgemeine Wohl wirkend zu sehen, sie will ihn einzig mit sich beschäftigt wissen. Je mehr sie dies erreicht, um so befriedigter wird sie sich fühlen. Es ist ein glücklicher Zufall, wenn der Gegenstand ihrer Liebe nebenbei auch ein großer Mann ist, das wird ihrer Eitelkeit schmeicheln, aber ihrer Liebe weiter keinen

Zusatz geben. Im Gegentheil, diese Liebe erscheint in ihrem schönsten Glanze, wenn sie einen von der Welt aufgegebenen, unwürdigen Gegenstand umfaßt.

Wie reich ist die Seele, die das kann!

Hab' ich das je geläugnet? Die Seele einer Frau ist unendlich reich in ihren Mitteln, sich ihres Gegenstandes zu bemächtigen, ihn auf alle Weise zu umspinnen, und bei diesem Reichthum ist sie zugleich erfinderisch und biegsam. Sie weiß sich selbst zu täuschen, um sich unausgesetzt glücklich zu machen, und läßt sich gern zu ihrem Gegenstand herab, wo dieser nicht fähig ist, zu ihr hinaufzusteigen. Anders handelt die Freundschaft: sie erhebt. Während die Liebe nur am Gegenstand klebt, und mit diesem untergeht, schafft die Freundschaft nach unwandelbaren, ewigen Prinzipien aus ihrem Gegenstand ein Wesen, das ihr gleich sei, eben so groß, göttlich und erhaben zu denken und zu handeln, wie sie selbst. Sie ist an den bewegten Nerv gebunden, sie verschmäht die Glut, die auf Minuten Wunder schafft, welche eben so schnell wieder vergehen. Dann, die zweite Eigenschaft, die sie besitzt — sie befriedigt. Die Liebe hat einen bestimmten sinnlichen Zweck. —

O, was das betrifft —

Lassen Sie mich ausreden. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihr Zartgefühl beleidige, zugleich nöthigen Sie mich nicht, mir die Welt, Ihnen zu Gefallen, anders zu construiren, als ich sie vor mir sehe. Wenn dieser sinnliche Zweck nicht erreicht wird, so stirbt die Liebe. Bei der Freundschaft ist es die Idee, die beide Liebende zusammenhält, und die stirbt nie.

Es giebt also keine Freundschaft zwischen Mann und Frau?

Keine. Verlassen Sie sich darauf: so oft Sie auch die Dichter davon sprechen hören, es ist immer eine Täuschung und die Liebe ist damit gemeint, der man sehr uneigentlich diesen Namen beilegt.

Sollten wir nicht in der Geschichte irgend ein Beispiel finden, das die Wahrheit Ihres Satzes umstößt? —

Ich zweifle.

Wollen wir die berühmten Freundschaftspaare durchgehen.

Sie waren immer unter Männern.

Wie? Lassen Sie sehen: war Aspasia nicht die Freundin des Perikles.

Seine Geliebte war sie.

Hörte nicht Numa Pompilius auf den freundschaftlichen Rath der schönen Nymphe Egeria?

Wenn Sie Nymphen und dergleichen Zauberwesen für Beweise halten wollen. —

Nun, martern Sie etwas Ihr Gedächtniß, Aristipp. Fällt Ihnen wirklich kein Freundschaftsbund zwischen einem Mann und einer Frau ein? Ich sage Ihnen, es muß ein solches geben.

Halt, Sie haben recht; mir kommt eine Geschichte in den Sinn, die auf unsere Streitfrage paßt, und die Wahrheit Ihres Satzes zu bekunden scheint.

Geschwind, erzählen Sie sie.

Sie spielt in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und ich erfuhr sie zufällig von einem Freunde, der längere Zeit in Paris vor Anfang der großen Revolution lebte und noch die Zeiten des Regenten mitgemacht hatte, wo diese Geschichte Aufsehen erregte.

Wie heißt sie?

Der neue Kombab.

Hinter diesem Titel, vermuthe ich, steckt eine Spötterei. Doch lassen Sie uns hören. Wenn Ihr Kombab nicht so endigt, wie ich es wünsche und wie Sie es mir versprochen haben, so haben Sie es mit mir zu thun. Sie werden mich zu Ihrer unversöhnlichen Feindin bekommen. Nun fangen Sie an. —

Das Abenteuer.

In einer kleinen Grenzstadt Polens saßen spät in der Nacht zwei junge Offiziere beim Kamin zusammen. Sie waren beide blühend und frisch; sie hatten ihre Laufbahn beide zu gleicher Zeit angetreten und man nannte sie in dem Regiment nur die beiden Freunde, oder wer gelehrte Anspielungen liebte und verstand, Orest und Pylades.

Sie besprachen Mancherlei aus ihrem frühern Leben, aus der Zeit, wo sie zusammen die Militärschule in Warschau besucht hatten, und während bei einem Glase Wein die Rede von Mund zu Mund ging, lauschte das Ohr unbewußt dem Wettersturm draußen, der gegen die Scheiben des kleinen Fensters schlug, des einzigen in diesem Zimmer des Gasthofs, der von den Reisenden verlassen, anfing in Trümmer zu fallen.

Calixt, der jüngere von den beiden Freunden, war auch der lebhaftere und redselige. Ehe eine Stunde vergangen, hatte er bereits von tausenderlei Dingen berichtet und schwieg jetzt einen Moment, um die Kohlen im Kamin zusammenzuscharren und neues Holz aufzulegen.

Diese Pause benutzte Stephan, um aufzustehen, sich eine Pfeife zu stopfen, und sich dann wieder mit den Worten zum Freunde zu setzen:

Du hast mir noch Nichts von Deinem Besuch zu Micislawa erzählt.

Von Micislawa? fragte Calixt gedankenvoll.

Von Deinem Empfang daselbst. Du weißt, der Oheim sandte Dich dorthin, wo Du den alten Pan Gudowitsch finden solltest.

Ganz recht; den fand ich nicht, statt seiner aber traf ich daselbst auf ein sehr seltsames Abenteuer. O höre, mein Freund! Nie in Deinem Leben wirst Du etwas so Sonderbares und Wunderliches erleben. Man befindet sich wie im Traume; das Unerhörte wird wahr und bewegt sich ungezwungen vor uns! Wir greifen zu, und wir erfassen das Wunder. Man denkt, daß wir unbefangen von einem Zimmer in's andere gehen, und siehe da, wir gehen von der Prosa in die Fabel. Eben begrüßt Dich das Althergebrachte

und jetzt siehst Du Dich umgeben von dem Zauber des Längstgeschiedenen, zum Liede Gewordenen, in's Mythenreich Versetzten. Nie werde ich diese Reise nach Micislawa vergessen.

So erzähle doch.

Für's Erste mußt Du die Gegend kennen, in der das alte Schloß Micislawa liegt, hub Calixt an, indem er, von der Flamme und der natürlichen Lebendigkeit geröthet, sein schönes Antlitz zum ältern Freunde emporhob, und zugleich die Zange nicht frei ließ, mit der er die Kohlen bearbeitete. Ich weiß nicht, ob Dir die alten Starosteien bekannt sind, die im Norden des Reiches, oberhalb Wizwaick, ihre freudlosen und starren Distrikte ausdehnen? Aus ihnen ging der düstere, widerstrebende Geist aus, der die Reichstage von 46 und 48 beseelte und an dessen unheilvollen Bestrebungen die Vereinigung der Freunde der guten Sache scheiterte. „Wie kommt von Wizwaick guter Rath?" heißt es im alten Sprüchwort; „in den Wellen der Wrzwa baden sich Narren und Thoren," heißt ein anderes Sprüchwort. Immer ist es diese Gegend unsers Vaterlandes, die man bezeichnet, wenn Zwietracht, Gezänk oder etwas rein Thörichtes und Albernes vorgebracht werden. Ist die Mitte Polens gleich

dem schönen Frankreich, dem Süden des brand-heißen und tückischen Italien, so ist dafür jener Norden das verwünschte Land der Böotier, mit seinem Lappländischen Schnee und seiner Eskimoischen Erstarrung.

Du brauchst eine lange Vorrede, mein Freund, warf Stephan dazwischen.

Du wirst finden, daß sie nöthig ist, tönte die Antwort.

Beide füllten ihre Gläser frisch, und Calixt erhob das seine mit dem Ausruf: Auf Dein Wohl, Stephan!

Danke, und auf Deines gleichfalls, entgegnete dieser. Er hielt eine Weile das schöne purpurne Getränk, gleichsam dessen Feuer mit dem Auge messend, gegen die Gluth des Kamins und sagte dann: Du kennst den Auftrag meines Oheims; er war nicht ganz leicht auszuführen. Ich sollte mit einem alten Eisenkopf in Verkehr treten, mit einem Pulverschlucker, der in den Gefechten zu Anfang des Jahrhunderts, die zu den blutigsten gehören, welche die polnische Geschichte kennt, mitgewirkt, da sollte ich kecke Worte zu Jenem sprechen, der mich für einen Knaben ansah, nicht werth, seinen Heldennamen auszusprechen. Bedenke, was das heißt, und zu welchem ungewöhnlichen

Muth ich mein junges Herz hinaufzustacheln hatte, um das Verzweifelte zu wagen. Ich sollte ihn ferner zu überreden suchen, mit meinem Vater gemeinschaftliche Sache zu machen, wenn es zum Kriege käme. Eine essigsaure Arbeit. Ich eilte nicht sehr nach dem Drachenneste zu kommen, wo der Alte hauste. Eine Tagereise vor Micislawa hielt mich ein Edelhof auf, der in alterthümlichem Style gebaut, an die romantischen Zeiten Polens erinnerte, wo die Fahne des Reichs gegen den deutschen Orden zu Felde lag. Ich befahl meinem Kutscher, dorthin zu lenken, und erhielt von ihm zur Antwort: Herr, das Schloß ist nicht bewohnt. — Wie, nicht bewohnt? rief ich! siehst Du Maulwurf nicht die erleuchteten Fenster dort in der Ecke? — Herr, es sind Gespenster, die dort ihr Wesen treiben. — Gut, so beherbergen wir uns für diese Nacht bei den Grabesvögeln! — Wir rückten langsam gegen das Ziel unserer abenteuerlichen Fahrt vor.

Die Nacht war ein dämmerndes Sommerschattenspiel; nicht so hell, um deutlich die Gegenstände zu sehen, nicht so dunkel, um nicht zu bemerken, daß ein Graben uns von dem Schlosse trennte. Die Brücke war niedergelassen, und wir gelangten bis zum Thore, wo ich einen Glocken-

zug in Bewegung setzte. Es dauerte lange, ehe es im Innern der Burg sich regte. Zuerst waren es Hunde, die uns anbellten, dann ließ sich eine Stimme vernehmen, die da fragte: Wer da sei? Ich erwiderte auf gut Polnisch, indem ich einen Fußtritt gegen das Thor führte und ein paar Flüche hinzufügte: daß ein Fremder, der sich verirrt habe, um ein Nachtquartier bäte. Man antwortete mir, daß der Fremde willkommen sei. Ich zog ein, mein Wagen bewegte sich langsam hinter mir, und ich war erstaunt, Niemanden vor mir zu sehen, als ein kaum drei Fuß hohes Männchen, das mich mit Abnahme der Bärenmütze begrüßte und die Pforte wieder schloß.

Wer wohnt hier? fragte ich.

Gott ist unser Herr, erwiderte die kleine Bärenmütze.

Ueber das Lustige dieser Antwort lachte ich laut auf.

Die Bärenmütze sah mich betroffen an.

Wie heißt Dein Herr? fragte ich wieder.

Pan Ludomirski, erwiderte er bedächtig, indem er nach rückwärts wies. Er ist des Kron-Landboten, des Starosten Stanislaus Ludomirski Bruder.

Gut, so melde mich bei des Kron-Landboten

Bruder. Bist Du der einzige Diener, den er besitzt? fing ich von Neuem zu fragen an.

Ich bin der Intendant des Schlosses! sagte er mit einer Wichtigkeit, der Nichts gleich kam. Gudroi, Lempschik, Anastas sind die Diener des Herrn. Wir sind sämmtlich alte Leute. Zu uns kommt Niemand; deshalb, Herr, mußt Du es nicht übel nehmen, wenn nicht Alles geschieht, wie es geschehen sollte.

Ich ging mit ihm eine Treppe hinauf, und während er mich in ein Vorzimmer wies, ging er hin, um einen seiner Kameraden aufzusuchen, der mich bei seinem Gebieter einführen sollte. Ein noch älteres Subjekt in einem rothen Kaftan mit enganschließenden blauen Hosen kam, und die Mütze in der einen, den Leuchter mit einer Wachskerze in der andern Hand, meldete er mir, daß es bereits spät sei, daß es gut sein würde, wenn ich mich umkleiden wollte, und daß ich punkt elf Uhr den Pan sehen würde bei der Abendtafel. —

Es war zehn Uhr, also noch eine Stunde warten! murrte ich vor mich hin, indem ich in ein alterthümliches Gemach trat, in welchem ein Gardinenbett, so breit und geräumig, um Jupiter und Juno; und noch dazu den halben Olymp, wie er auf der Tapete dargestellt war, in sich aufzu-

nehmen, der Thür gegenüber sich ausdehnte. Ich betrachtete das Bett, ich betrachtete den kleinen vergoldeten Tisch, auf dem das Licht stand, und endlich prüfte ich den Armstuhl, der zur Seite eines kleinen Kamins stand, indem ich mich der Länge nach in seine Arme warf. Mein Diener entkleidete mich, indem er aus dem Mantelsack meine Uniform hervorsuchte; denn ich wollte in diesem seltsamen Hause anständig erscheinen. Derselbe alte Diener, ich glaube, er hieß Lempschik, erschien mit einem Knechte mit Holz und ließ dieses in den Kamin werfen und anzünden. Als Lempschick allein mit mir sich befand, hub er zu fragen an: wo ich herkäme, was ich dort wollte, wohin ich ginge, ob ich bereits in dieser Gegend gewesen sei? Ich vergalt es ihm durch Gegenfragen, und da erfuhr ich, daß mein Wirth ein reicher Mann sei, der hier in der Zurückgezogenheit lebe mit einem Freunde und mit seiner Frau. Alle drei sonderbare Menschen.

Du wirst sie sehen, Herr, sprach der Diener, ja Du wirst gestehen, daß ich nicht zu viel versprochen habe. Aber das macht das Geheimniß.

Ein Geheimniß, fragte ich, und welches?

Ja, das darf ich nicht sagen. Es ist ein großes und wichtiges Geheimniß, das alle Drei zu-

sammenkettet, und sie von der Welt losmacht. Nie ist wohl auf der Welt ein wunderlicheres Paar gewesen, als unser Herr und seine Dame, und zu diesen wunderlichen Menschen ist der dritte, der Freund gekommen, der allerwunderlichste. Es ist mir ein Bedürfniß, Jemanden zu haben, dem ich Etwas mittheilen kann; denn die Stille und Einsamkeit hier im Hause ist für jedes lebende Wesen gar zu drückend.

Er sprach noch Einiges, und entfernte sich dann. Mein Diener brachte die Uniform, ich zog sie an, befestigte meine Orden daran, und als es elf Uhr schlug, war ich bereit, in das Gesellschaftszimmer zu gehen, wo gespeist werden sollte. Denke Dir einen hohen, durch zwei Stockwerke gehenden Saal, auf das Alterthümlichste aufgeputzt, mit Figuren aus Stuck, die von der Decke niederschauten mit bleichen, bestaubten Gesichtern, braungewordene Vergoldung, zwölf lange Fenster, einander gegenüber haushohe Kamine, vor denen Figuren in Holzmosaik gebildet waren und in einem Halbkreise auf dem Fußboden sich ausbreiteten. Ein Teppich, und darauf die Tafel gedeckt, mit prächtigem, altmodigem Silber bedeckt, vier Plätze, doch meiner etwas abgesondert von den

übrigen dreien. Eine tiefe Stille herrschte im Saal.

Vier Diener stellten sich hinter den Stühlen auf: sie waren sämmtlich alt und in veraltete Livreen gekleidet. Jetzt öffnete sich die hohe Flügelthür rechts, und ein Herr, eine Dame führend, trat ein. Der Herr, wie soll ich ihn Dir beschreiben, war vollkommen wie aus dem Rahmen eines Ahnenbildes herabgestiegen. Steif, mit unbeweglichen Zügen, die Augen niedergeschlagen, in der Uniform eines Regiments gekleidet, das jetzt nicht mehr existirt. Eine hohe Perrücke in langen Scheitellocken beschattete das bleiche, harte, ich möchte sagen felsige Gesicht, dem unten eine zierlich gelegte Spitzenkrause als Schmuck diente. An seiner Seite die Dame, war eben so aus einer frühern Zeit zu uns herabgestiegen. Ihre Züge, nicht so hart und versteinert, als die des Mannes, trugen Zeichen von ehemaliger Schönheit. Sie hatte ihre Fingerspitzen ihrem Gefährten gegeben und schritt an seiner Seite eben so stumm, so niederschauend, so steif wie der Mann. Das seltsame Paar ging auf die gegenüberliegende Thür zu, ohne mich einer Begrüßung zu würdigen. In diesem Augenblicke öffnete sich diese, und auf ihrer Schwelle erschien ein Mann, der dem Paare ganz

ähnlich war, nur mit etwas phantastischer Zuthat in der Kleidung. Er war dürr zum Erschrecken, dennoch flatterte um sein Haupt ebenfalls die Lockenperrücke, und um diese herum wand sich ein Kranz von Rosen. Eine Binde von rosenrothem Atlas schmückte seine Brust und hing an den Hüften herab. Seine Blicke, die er mit bescheidener Demuth auf jene zwei, ihn Begrüßenden richtete, glühten unter seinen dunkeln Brauen hervor, und seinen Mund umspielte ein sanftes und beschämtes Lächeln. Mit affectirten Worten nahm er die Begrüßungen des Ehepaars an, die sich tief vor ihm neigten, gab seine Rechte der Dame, seine Linke dem Herrn, und so geführt, nahten sich alle Drei dem Tische, vor dem neue Verbeugungen stattfanden, ehe sie sich setzten. Meine Gegenwart bemerkt man jetzt auch, und ich wurde zuerst von dem Ehepaar, und dann von diesem dem bekränzten Ritter vorgestellt.

So sehr ich auch durch die Erzählungen des Dieners auf etwas Besonderes gespannt war, so übertraf doch dieser Anblick alles Erwarten. Ich mußte mich besinnen, ob ich nicht träumte. Die Personen, die ich vor mir sah, erschienen mir wie seltsame Masken. Ich fragte mich: zu was dies Alles? Zu welchem Zweck diese Vermummung?

Unterdessen ging das wunderliche Abendessen seinen Gang fort. Lautlos kamen die Diener herbei, wechselten die Teller, gaben neue und trugen die Schüsseln umher. Der Rosenbekränzte saß zwischen dem Hausherrn und seiner Dame, die sich gegen ihn wie gegen einen Fürsten benahmen.

Ich kann mir denken, wie Du Dich befunden hast, rief Stephan. Du, lustiger Bursche, unter diesen Masken.

Hätt' ich nur irgend gewußt, um was es sich handelte! rief Calixt. Aber ich wußte Nichts. Ich sah nur das Seltsame und begriff nicht dessen Zweck. Wer war dieser alte, feierliche, rosenbekränzte Narr? Was hatte er gethan, daß die beiden Anderen ihn so ehrerbietig behandelten, und weshalb geschah diese Zusammenkunft? Fand sie alle Tage so statt, und war sie heute ausnahmsweise? Lebte man immer so, ah, so war dies ja eine Tollheit!

Trotz dieser Gedanken feierte mein Appetit nicht. Ich aß tüchtig, denn mich hatte die Fahrt hungrig gemacht. Die Dame schielte von Zeit zu Zeit auf mich und meinen Teller, und schien von Beiden nicht recht zu wissen, was sie denken sollte,

während ich eben so wenig wußte, was ich von ihr denken sollte. Die beiden Herren fragten mich Einiges; sie schienen nicht ganz unbewandert mit den Ereignissen in der Welt, obwohl ich in manchen Dingen ihre eingerosteten Begriffe berichtigen mußte. Als das Abendessen zu Ende ging, wurde Wein herbeigebracht, und dieser in einen großen Humpen gegossen, der vor dem bekränzten Ritter stand; zwei niedrigere Becher standen für das Ehepaar bereit, für mich nur ein Glas.

Plötzlich standen die Beiden mir zur Seite auf, und ihre Gläser erhebend, riefen sie: Hoch lebe Adolar! Der Bekränzte dankte äußerst verbindlich, indem er sich links und rechts neigte: Adolar dankt Zephisen, seiner Dame, und Romaniro, seinem Freunde. Hierauf umarmte er die Dame, drückte einen Kuß auf ihre Stirn, indem er dabei einen tiefen Seufzer ausstieß, und schüttelte dann Romaniro die Hand. Alsdann dankten alle Drei mit einem flüchtigen Gruße meiner Gesundheit, die ich auf das so innig verbundene Kleeblatt auszubringen den Muth hatte. Zephise ergriff ein Licht, Romaniro ebenfalls eines, und Beide geleiteten den bescheidenen und sittsamen Adolar wieder bis zur Schwelle seines Gemachs,

wo er, sich nochmals verbeugend, endlich verschwand.

Die Mahlzeit war zu Ende, und ich wurde entlassen.

Den andern Morgen, wo ich früh abreiste, sah ich das seltsame Dreiblatt nicht wieder.

Eine Erklärung.

Die erste Frage, die ich an meinen Onkel richtete, als ich ihm weitläufig von meinem Empfang beim Pan Gudowitsch und dessen Antwort berichtet hatte, bestand darin, daß ich um Auskunft über jene drei wunderlichen Menschen bat.

Also Du hast bei ihnen übernachtet? fragte mein Onkel.

Gewiß, entgegnete ich; in einem ganz besonders guten Bette habe ich geschlafen, so gut geschlafen, daß ich, wenn Du Dir nur etwas Mühe geben willst, mich leicht überreden lassen werde, ich habe nur geträumt.

Geträumt hast Du nicht, erwiderte der alte Graubart! doch könnte es sein, daß Du etwas so Sonderbares erlebt hast, daß Die, denen Du Dein Abenteuer erzählst, mehr die phantastischen Aus-

schmückungen eines Traumbildes, als etwas wirklich Erlebtes darin erkennen werden. Dieses alte Paar, mit dem Liebhaber der Frau, war, als ich jung war, das sind jetzt nun schon vierzig Jahre her, das beliebte Thema des Gesprächs in der Provinz. Jetzt ist es bereits etwas in den Hintergrund getreten, und die heroische That des Amanten wird unserer Jugend, wenn sie zufällig davon sprechen hört, eher zum Gegenstand des Gelächters, als der Pietät. Wir finden Wunder was für eine Heldenthat darin, und ich weiß, daß es mehr als Einen gab, dem das Gelüste beikam, dem Manne der Entsagung seinen Eulenspiegelstreich nachzuahmen.

Von welchem Streiche sprichst Du? fragte ich.

Vor allen Dingen, hub er an, mußt Du wissen, daß der, den sie Romanero nannten, unseres Kron-Landboten Stanislaus Gudomirski Bruder ist, der Starost Anastas Gudomirski. Er bekleidete zur Zeit der Kaiserin Anna einen Gesandtschaftsposten in Petersburg. Dort lernte er seine Gemahlin kennen, die Du gesehen hast, welche zu ihrer Zeit für ein Wunder der Schönheit galt. Beide reich, jung, schön, galten sie als das vollkommenste Paar in der Residenz, ihre Tugend war gleichmäßig mit dem Preise ihrer Schönheit,

so daß am verdorbenen Hofe der russischen Zaaren kein geeigneteres Ideal des Eheglücks zu finden war, als in diesen zwei tadellosen Sterblichen.

Zu diesen Zweien gesellte sich alsbald ein Dritter, der junge Graf Petron Galensky, der mit beiden Eheleuten auf dem ehrerbietigsten, aber zugleich vertrautesten Fuße lebte. Auch ihn hast Du gesehen: unter dem Namen Adolar ist er Dir bekannt geworden. Zähle funfzig Jahre zurück und Du wirst begreifen, daß er damals anders aussah, als er sich jetzt zeigt, wo er nahe an siebzig sein muß.

Bei allen öffentlichen Gelegenheiten sah man diese Drei beisammen. Immer gleich schön, gleich zärtlich, gleich tugendhaft. Wenn Anastas verhindert wurde zu erscheinen, so führte Graf Petron die junge Gemahlin in die Oper und in die Conzerte. Fehlte sie, so sah man die beiden Freunde, auf's Innigste verbunden, zusammen erscheinen. Nie vermochte es der Neid, nie die Scheelsucht, einen Flecken an dem tadellosen Bunde der Drei aufzufinden. Sie waren und blieben ein Muster für alle Die, welche der Tugend zustrebten, ein Verdruß für das Heer der Lüstlinge an diesem Hofe.

Nun geschah es, daß Anastas eine bedeutende

Erbschaft machte, bei welcher Gelegenheit es nöthig war, daß er selbst kam, sie zu heben. Er erbat sich Urlaub und reiste ab, indem er seine Geschäfte dem Grafen, seinem Freunde, anvertraute. Noch mehr, er vertraute ihm auch seine Frau an, die in Petersburg zurückblieb. Es war Sommer, und sie bezog einen Landsitz, nahe bei der Stadt. Graf Petron forderte, bevor Anastas abreiste, ein Zwiegespräch mit seinem Freunde, und erhielt es. Als Beide sich allein sahen, fiel der Graf dem edlen, herrlichen Manne, der ihm so großes Zutrauen schenkte, um den Hals, vergoß Thränen und sagte mit wankender Stimme: Anastas! weißt Du, was Du thust? Bis jetzt hat Deine Gegenwart mir beigestanden in der Bekämpfung meiner Wünsche, was soll nun werden, wenn Du fort bist? Ueber diese Worte erschreckt, blickte der Gefragte lange und forschend dem Fragenden in's Auge. Wie? Petron, rief er, wie soll ich Deine Worte verstehen? Du liebst meine Frau? — Ich liebe sie, entgegnete der junge Graf, und in seiner Stimme lag eben so viel Trauer wie Beklemmung. Des Grafen Benehmen, früher edel und frei, war jetzt schüchtern und beengt. — Um Gotteswillen! rief Anastas, was ist Dir? Ist Deine Liebe so groß, daß Du fürchtest zu fallen?

Soll ich Dir mein Zutrauen, das felsenfest ist, entziehen? Um Christi Blut willen sprich! Reiße mich aus dieser entsetzlichen Angst.

Der Graf antwortete Nichts; er beugte sich nieder und weinte.

Um der Gerechtigkeit Gottes willen, so hab' ich Dich noch nie gesehen.

Der Graf stand auf, und nachdem er ein paar Schritte geschwankt, warf er sich an die Brust seines Freundes und fiel dann in Ohnmacht.

Es wurde Hülfe herbeigerufen und der Erschütterte wieder zum Gebrauch seiner Sinne gebracht. Die beiden Freunde waren wieder allein. Mein Anastas, hub der Graf mit scharfer Stimme an, indem er gleich einem Sterbenden mit gebrochenem Auge zu dem Freunde emporsah, wirst Du mich verstehen, wenn ich jetzt zu Dir spreche? Meine Worte werden anders klingen, als Du sie von mir gewohnt warst bis jetzt; aber die entsetzliche Stunde gebietet mir und das ewig fluchdrohende Verhängniß über meinem Haupte ist zum Niederstürzen und Zermalmen bereit.

So rede! rief der Geängstete.

Ich liebe Dein Weib, schluchzte der Gequälte, liebe sie mit all' dem entsetzlichen Feuer, mit dem

nur jemals eine verbrecherische Leidenschaft gewüthet hat.

Petron! erwiderte Anastas, Du bist ein Mann.

Ich weiß, was Du sagen willst; ich soll meine Leidenschaft bekämpfen? rief der Weinende. Sicherlich! ich habe es bis jetzt gethan. Jetzt, da Du Dich entfernst, fehlt mir der Muth, es ferner zu thun oder — Gott im Himmel — die Furien peitschen mich so stark, daß ich willenlos in mein und Dein Verderben renne!

Was ist zu thun? fragte Anastas und stand sprachlos und vernichtet da.

Was zu thun ist? rief der Gepeinigte, daß Du Deine Frau mitnimmst! —

Das geht nicht; auch würde ich in dem Falle Dir einen Beweis meines Mißtrauens geben, den Du auf keine Weise verdient hast. Sie bleibt und Du bewachst sie. Damit ist die Sache entschieden, und nun kein Wort weiter.

Anastas wankte zum Zimmer hinaus.

Es vergingen mehrere Wochen, bis der Tag der Abreise erschien. Am Morgen des Tages erschien Petron vor dem Freunde, ein Kästchen in der Hand. Er war blaß, aber seine Stimme war fest und entschieden. Ich übernehme das Amt, das Dein Vertrauen mir zugetheilt hat, begann er,

verlaß Dich darauf, daß Alles in bester Ordnung geschieht. Du läßt Deine Helene vollkommen sicher zurück, in meiner Bewahrung wird sie vor jedem Angriff auf ihre Tugend geschützt sein. Du kennst meinen Muth; wehe Dem, der es wagt, ihr mit unehrerbietigem Antrage nahe zu treten.

Ich weiß es; dessen bedarf es keiner Worte, entgegnete der Freund.

Den schlimmsten Feind ihrer Ruhe habe ich selbst besiegt! Der Ausdruck, mit dem er diese Worte sprach, war so erhaben; es lag so viel männliche Seelengröße darin, und doch umhüllte eine Art Zauber die einfache Erklärung, daß Anastas unwillkürlich fragte: Wie meinst Du das, mein edler Freund.

Ich habe gethan, was die Tugend mich lehrte, erwiderte der Gefragte mit einem eigenthümlichen schmerzhaften Ausdruck in seinem blassen Gesicht. Einmal für allemal hab ich den Quell des irdischen Glücks verstopft, da sein Aufbrausen mir sündlich zu werden drohte.

Noch immer versteh' ich Dich nicht, sagte Anastas.

Du sollst mich auch nicht verstehen, rief der Graf; genug, Deine Ruhe, mein Frieden ist hergestellt. Wenn im Laufe Deiner Reise irgendeinmal Dein Argwohn rege werden sollte, durch die

giftige Zunge der Verleumdung aufgestachelt, wenn Du jemals vergessen solltest, daß ich Dein Freund bin, wenn Dein verblendeter Sinn einen Schatten auf das klare Engelsbild Deiner Helene werfen sollte, alsdann handle nicht, sondern schließe Dich in Deinem Zimmer ein und öffne dieses Kästchen; darin wirst Du genügende Erklärungen Deiner Zweifel finden. Versprich mir dies so zu thun, wie ich es Dir sage.

Dieses Kästchen? rief der Freund; welchen Juwel hast Du darin niedergelegt?

Es ist ein Juwel, erwiderte der Gefragte; einst mir anvertraut, gab ich es wieder Gott zurück, von dem ich es erhalten, da ich seinen Glanz zu schänden fürchte.

Du sprichst in Räthseln.

Versprich mir, was ich von Dir fordere, rief jetzt der Graf, den die äußerste Schwäche anwandelte und der kaum mehr vermochte sich zu halten. Der Freund versprach es, und so trennten sie sich.

Anastas war in der Fremde, Petron blieb zurück. Man sah ihn immer in der Gesellschaft Helenens. Bei Hofe, in den Kreisen der vornehmen Welt, an allen Vergnügungsörtern erschienen sie, und waren immer beisammen. Ja, in der Einsamkeit ihres Hauses gab es einen

Gang, der den Freund zu jeder Tageszeit zu der schönen Frau seines Freundes führte; er kam zu ihr, wenn sie nicht ganz wohl war, er las ihr vor, er spielte und sang mit ihr, ja sogar während der Nachtzeit hatte man sie beisammen gesehen. Man wußte nicht, was man von dieser großen Intimität denken sollte, oder vielmehr man wußte es sehr wohl, nur hütete man sich es öffentlich auszusprechen, da man den Zorn des Grafen fürchtete. Ein junger Mann, überzeugt wie so viele, daß die Gräfin ein leichtfertiger Charakter sei, hatte sich an sie herangemacht und ging ihr mit auffallenden Zeichen des Einverständnisses nach, doch so wie der Graf Etwas von diesem Treiben erfuhr, ward sogleich durch eine Herausforderung und einen Zweikampf dem Spiel ein Ende gemacht.

Aber die Verleumdung konnte nicht zum Schweigen gebracht werden. Durch diese und ähnliche Vorfälle aufgeregt, erging sie sich immer von Neuem in schamlosen Erklärungen einer Zärtlichkeit, wie sie allerdings ungewöhnlich zwischen einem Manne und einem Weibe, das nicht das seinige war, stattfand. Den Grafen ließen alle diese Gerüchte kalt, ja, er suchte Etwas darin, die böse Zunge der Welt herauszufordern, ihr Möglichstes

zu thun. Dies blieb auch nicht aus. Die Gerüchte gewannen eine solche Stärke und wurden so frech erzählt, daß mehrere derselben dem abwesenden Anastas zu Ohren kamen. Dieser verschmähte anfangs dem Gerede Glauben zu schenken; so fest war das Vertrauen zu seinem Freunde, daß er ihn selbst von den Klatschereien in Kenntniß setzte, die über ihn umliefen. Petron antwortete darauf, er wüßte es. Aber die Erzählungen erreichten eine unglaubliche Höhe und zwangen zuletzt den Abwesenden, rasch wieder nach Petersburg heimzukehren, weil die große Begierde, sich selbst von dem Ungrund der Verleumdungen zu überzeugen, ihn nicht länger ruhen ließ. Er kam nach Hause, unangemeldet, er schlich sich in das Zimmer seiner Gattin, und fand sie, eng umschlossen von Petron's Armen, der die Leidende zu trösten und über die lange Abwesenheit des Geliebten zu beruhigen suchte.

Diese Worte vernahm jedoch der Wüthende nicht. Den Degen ziehend, drang er auf Den ein, den er für den Verführer und für einen schändlichen Treulosen hielt. Petron stand ihm kalt und besonnen Rede, und das Ende des Zwiegesprächs war eine Forderung. Helenens Thränen,

die sich ihrem Gatten zu Füßen warf, vermochten Nichts in seinem Entschluß zu ändern.

Ganz Petersburg war gespannt auf den Ausgang dieses Zweikampfes, von dem man gehört hatte, so wie von der Rückkunft des angeblich betrogenen Gatten.

Was geschah?

Am Tage des Zweikampfes erscheint Anastas, und — fällt unter dem Ausbruch einer heftigen Rührung dem Freunde an die Brust und bittet ihn um Verzeihung. Er bittet ihn um Verzeihung; und was noch mehr ist, er öffnet seine Brust, giebt dem beleidigten Freunde die Pistole und bittet, ihn niederzuschießen, weil er nicht werth sei, länger zu leben, indem er den edelsten Freund, der je gelebt, auf so gröbliche und unerhörte Weise beleidigt habe. Graf Petron weicht zurück, er weist das Mordgewehr, das Jener ihm aufdrängt, zurück, und sein erstaunter Blick scheint zu fragen: weshalb diese Umwandlung jetzt?

Ich habe das Kästchen geöffnet, stöhnte Anastas; ich habe dessen Inhalt gesehen! O, Gott, was bin ich, daß ich einer solchen heroischen Selbsttödtung für würdig befunden werde?

Jetzt überzieht sich Petron's Antlitz mit einer Gluth der Scham und der Verwirrung, die so

heftig sind, daß er beide Hände vor das Antlitz schlagen muß, um sich den Umstehenden zu verbergen. Vergieb, sagte er zum Freunde, ich sah kein anderes Mittel, mich aus der Verlegenheit zu ziehen, mich schuldlos und Dein Vertrauen gerechtfertigt zu machen.

So endete der beabsichtigte Zweikampf, ohne daß Jemand erfuhr, was eigentlich geschehen war, und warum der beleidigte Gatte noch seinen Beleidiger küßte und ihn um Verzeihung bat. Es war dies das Räthsel des Tages. Ein unverbrüchliches Stillschweigen wurde beobachtet; nur daß viele Jahre später Anastas es doch nicht lassen konnte, wohl im Gefühle des Triumphes, daß er der Gegenstand einer so aufopfernden Freundschaft war, Etwas verlauten zu lassen von dem Kern des Räthsels, das so interessant war, daß er nicht verhindern konnte, daß es schnell die Runde machte unter allen Bekannten, und dieses bewog die drei Theilnehmer an dem Geheimniß, sich zurückzuziehen und in der Einsamkeit ihre seltsame und unverbrüchliche Freundschaft fortzusetzen. Du hast sie gesehen, mein Sohn. Sie verlebten gerade an dem Tage einen Gedächtnißtag ihres Bundes, und Adolar, Graf Petron, spielte dabei die Hauptrolle. Sie sind mit ihrer ver=

knöcherten und veralteten Anbetung der Nachbarschaft, die von ihnen Kenntniß hat, zum Spotte geworden. Das sollte nicht sein, denn die That hat etwas Edles. Aber die Jugend ist heutzutage zum Spott mehr als zur Bewunderung geneigt.

Mit dieser Bemerkung schloß der Oheim seine Geschichte.

Betrachtungen zweier junger Offiziere über Welt und Leben.

Es verging eine geraume Zeit, ohne daß Beide, als die Geschichte Calixt's zu Ende war, ein Wort sprachen. Endlich unterbrach Stephan die Stille, indem er rief:

Weißt Du, was ich denke?

Nun?

Daß es doch nicht so ganz lächerlich oder abenteuerlich ist.

Was?

Nun, was Petron, oder wie er hieß, that. Ich meine den Inhalt des Kästchens. Könnte es irgend Etwas geben, was jeden Argwohn niederschlug, so war es ohne Zweifel dieses.

Aber ich bitte Dich! — Thorheit, offenbarer Wahnsinn war es.

Du hast keinen Sinn für Freundschaft.

Du beleidigst mich, Stephan; ich keinen Sinn für Freundschaft? Und das sagst Du, der Du doch von dem Gegentheil überzeugt sein solltest? Wahrlich, das ist stark!

Werde nicht böse. Ich meine, Dein Freundschaftsgefühl ist noch nicht auf diese Höhe getrieben, wo Du im Stande wärest, zu thun, was jener Adolar that.

Gott sei Dank, nein, das ist es auch nicht.

Aber das meine! Glaube mir, Calixt, ich wäre im Stande, dasselbe für meinen Freund, für Dich zu thun!

Stephan! rief Calixt, und sah den Sprechenden mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Bewunderung und Mitleid an. Stephan, laß mich das nicht zum zweiten Male hören! Es ist ein entsetzliches Spiel, das Du spielst, und wüßtest Du, daß jedes Deiner leichtsinnigen Worte von einem Geiste, der gegenwärtig ist, aufgezeichnet wird, Du würdest schaudern und Dich ängstlich mühen, sie ungesprochen zu machen. Wir sind nur sterbliche Geschöpfe; das Entsetzen, den Wahnsinn sollen wir aber nicht berühren, sonst kommt er über uns, und unsere Tage sind die Beute des Ungeheuers.

Nun gieb Dich zufrieden; es fehlt noch die schöne Frau zwischen uns.

Wenn Nichts weiter fehlte, sagte Calixt im vorwurfsvollen Tone, die könnte bald da sein. —

Stephan sah nachdenklich vor sich hin.

Denke an Nadeschda Paraskawia.

O die Närrin! rief der Freund, warum führst Du die mir vor?

Du hast doch mit ihr geschwärmt! Wie Du sie allein fandest auf dem Rittersitz ihres alten Oheims, dem sie die Wirthschaft führte. Du warst eben erst entlassen aus der Schule, den Kopf noch voll von Ideen des einigen und großen Polenreichs, und sie voll von Mädchen-Pensions-Feuer, eine zweite Libussa, Dir zur Seite stehend! Gesteh', es war Etwas dahinter. Deine Briefe von damals ließen mich dergleichen vermuthen.

Nichts als Jugendscherz.

Dann Sophia Philosophena, die zarte, schöngewachsene Dirne aus Warschau, die dem Hofe unseres Instituts gegenüber wohnte, zu der manches Blättchen, flüchtig gekritzelt und feurig erfühlt, hinüberwanderte? He, wie war es mit der?

Unsinn!

Recht so, das waren keine Frauen für meinen Stephan! rief Calixt; das waren keine Weiber,

um die es sich lohnte, einen treuen Burschen, wie Deinen Calixt, aus dem Herzen zu stoßen. Es freut mich, daß Du zu dieser Einsicht gekommen bist.

Aber wie ist es mit Dir? fragte der Freund.

Mit mir? Ich kenne keine Frau! rief Calixt eilig und bestimmt.

So. Und wie weit kamst Du mit der kleinen, hübschen Französin, die Gesellschaftsdame bei Deiner Mutter war? Die plötzlich die Stadt und das Land verlassen mußte, man sagte, eines jungen Mannes wegen, der in allzuvertraulicher Nähe ihr wohnte?

Schändliche Verleumdung! rief Calixt. Da siehst Du, Stephan, wie die Tugend in diesem Jammerthale verfolgt wird. Nicht ein Dutzend Worte hab' ich mit dem Mädchen gewechselt.

O, man kann auch Liebe treiben ohne Worte.

Schändlich! Ganz unwürdig! Und daß Du das nachsprechen würdest, was eine sinnlose Menge vorspricht, hätte ich am wenigsten vermuthet.

Nun, nun, es war auch nur im Scherze gesprochen.

Ein schlechter Scherz.

Laß uns von etwas Anderem reden. Dieser Einfall des alten Petron, sich aus der Klemme

zu ziehen, ist übrigens nicht neu, sondern vielmehr uralt.

Von wem sprichst Du? fragte Calixt noch immer unwillig und zerstreut.

Von jenem Manne, der seinem Freunde zu Liebe, und weil er sich selbst zu schwach fühlte, der Versuchung zu widerstehen, das Messer zu Hülfe nahm. Dieser Mann hieß Kombab: er war der besondere Vertraute eines Königs in Libyen. Ich lernte dieses Faktum in der mythologischen Stunde.

Du weißt, daß ich die nicht mitmachte, sagte Calixt, mein Vormund fürchtete für meine jugendliche Unbefangenheit, wenn ich all den mythologischen Skandal mit anhörte.

Ja, ganz recht, und statt dessen nahmst Du Theil an der Tanzstunde des Monsieur Jacquelin, wo junge Mädchen tanzen lernten, und nicht immer in Zucht und Ehrbarkeit.

Calixt lachte.

O die alte Welt, fuhr Stephan fort, hat Beispiele von Heroismus und von Kraftgefühl, wie sie uns Neueren völlig fremd sind. Solche Männer und Jünglinge, wie sie damals lebten, solche ewige Freundschaften, wie sie ihre starken und festen Seelen damals schlossen, das lernen wir jetzt nur aus Büchern. Schlimm, daß es so ist. Der Grund

davon liegt, glaub' ich, in der großen Selbstsucht und Verweichlichung unserer Zeit, und dann auch in unserer frühen Bekanntschaft mit den Weibern. Vor dem vierzigsten Jahre lernte ein Grieche die Frauen nicht kennen, sondern war nur auf den Umgang mit seinem eigenen Geschlechte beschränkt. Deshalb wählte er Freunde, und diese blieben ihm nachher auch treu für's ganze Leben. So sollte es überall sein!

Und ist es nicht auch jetzt so? fragte Calixt mit einem zärtlichen Blick.

Vielleicht, erwiderte Stephan, doch ist es nicht ganz so.

Ja doch, was fehlt denn? rief der Freund, den Arm um den Nacken des ältern Jünglings schlingend. Sag', was fehlt zu unserer Freundschaft? Ich finde, es fehlt Nichts daran, und wenn wir zwei junge Griechen, zur Zeit ihrer schönsten Blüthe, wären, wir könnten es nicht anders treiben. Wir sind ein Herz und eine Seele. O, mein Stephan, ich fühle mich zu Dir hingezogen mit allen Banden meines Geistes und Körpers. Ich wüßte nicht, was ich mehr liebte, als Dein freundliches Auge. Sei mir nur immer gut, ich werde dann immer glücklich sein!

Die Freunde schlossen sich in die Arme und küßten sich zärtlich.

Dieses Glas auf unsern Bund, rief Stephan, möge er nie getrennt werden!

Er wird es auch nie, entgegnete Calixt.

Der heilige Kombab beschütze uns! rief Stephan, und nehme uns unter seine Getreuen auf.

Beide leerten ihre Gläser.

Sie suchten jetzt ermüdet ihr Lager.

Sechs Jahre später.

Wir übergehen einen Zeitraum von Jahren und finden unsere beiden jungen Freunde, was ihren äußern Zustand betraf, bedeutend verändert. Stephan hatte den Abschied genommen, war in den Civildienst eingetreten und befand sich in Warschau im Ministerium angestellt. Er hatte geheirathet und seine Frau war eine junge, schöne und lebhafte Dame aus den ersten Kreisen der vornehmen Welt. Calixt diente fort, hatte schon eine ziemlich hohe Stellung im Militair erreicht und war, da die Garnison sich in Warschau befand, fast täglicher Genosse des verheiratheten Paares. Noch immer bestand ihre Freundschaft und zwar in dem Grade, daß es Sprüchwort in ihrem Kreise geworden war, wenn man ein Paar

treuer Genossen und Freunde nennen wollte, man Stephan und Calixt nannte.

Der Garnisonsdienst im Militair, die amtliche Laufbahn im Civildienst haben etwas Einförmiges, immer Wiederkehrendes, so daß im Leben der Freunde wirklich Nichts vorfiel, was erwähnt zu werden verdiente; in dem innern Seelenleben ereignet sich jedoch das des Aufzeichnens Werthe. Das innige Zusammenleben der Drei, die Frau Stephan's mit eingerechnet, ward immer entschiedener und ausgeprägter. Nie sah man sie einzeln irgendwo erscheinen; war Stephan durch seine Dienstgeschäfte verhindert, so führte Calixt die junge Schöne in die Gesellschaften, in's Theater, in die Concerte. Sehr auffällig war es, Stephan mit seiner Gemahlin allein erscheinen zu sehen, man fragte dann gleich, weshalb der Obrist fehle, ob er Dienstgeschäfte habe, oder ob er verreist sei? Stephan beantwortete lächelnd diese Fragen, ihm war es lieb, daß man den Obrist für so unzertrennlich zu ihrer Gesellschaft hielt.

An einem der traulichen Abende, die diese Drei zusammen am Theetische verbrachten, wo Calixt gewöhnlich vorlas, kam folgendes Gespräch zu Stande. Calixt war etwas später gekommen, als er gewohnt war. Pamela, so hieß die junge

Frau, hatte bereits mehrmals nach ihm ausgeschaut, und als er jetzt kam, ging ihm Stephan freudig entgegen und rief: Der Herr Obrist belieben sehr dienstwidrig die Stunde nicht einzuhalten, wir wollen ihn diesmal nicht bestrafen, aber das nächste Mal wird ihm eine schwere Ahndung nicht ausbleiben. Calixt machte lächelnd seine Entschuldigung, küßte der schönen Frau die Hand und ließ sich auf seinen gewohnten Platz nieder, indem er vom Freunde die Abendpfeife annahm, die dieser, schon gestopft, stets für ihn in Bereitschaft hielt.

Schon neun Uhr! rief Pamela, ihre Arbeit zur Hand nehmend; wir müssen jetzt rasch lesen, um das Buch zu Ende zu bringen. Calixt zog das Buch aus der Tasche.

Du hättest uns heute beinahe nicht gefunden, fing Stephan an, noch ganz spät kam eine Einladung zum neuen Gesandten, der hergekommen ist. Aber Pamela war nicht wohl, und so haben wir abgesagt.

Nicht wohl? fragte der Obrist, mit einem theilnehmenden Blick die junge Frau musternd.

Nichts als Schulkrankheit, erwiderte diese lachend. Ich gehe so ungern in große Gesellschaft; ich fühle mich so wohl hier unter uns.

Ich danke für den gefälligen Ausspruch, rief Stephan.

Ich weiß nicht, wie Du dazu kommst, das artige Geständniß für Dich allein in Anspruch zu nehmen, ich denke, ich habe eben so viel Theil daran! sagte Calixt.

So tret' ich Dir meinen Antheil ab, nimm es ganz für Dich. Nicht wahr, Pamela, so hab' ich's recht gemacht?

Nicht ganz, erwiderte sie, auf die holdseligste Art erröthend, Ihr müßt Euch Beide darein theilen.

So ist's recht, entgegnete Calixt freudig. Das wahre Glück weiß sich immer so zu vertheilen, daß sich Niemand beeinträchtigt fühlt. Also der neue Gesandte ist da? Wie wird man neugierig sein, ihn sich anzusehen.

Fräulein Therese Valizewska ist auch heute dort, sagte die Dame des Hauses, deshalb hat sie meine Einladung, unsern Abend heute durch ihren Besuch zu verschönen, abgelehnt. Ich lud sie eigentlich Ihretwegen ein, Herr Bathory.

Meinetwegen? fragte Calixt verwundert. Wie komme ich zu der Ehre?

Sie machen Theresen die Cour; gestehen Sie es nur.

Ich Theresen? Ach, meine theure Freundin, das kann nur Ihr Scherz sein!

So sagt man in der Welt.

So sagt man etwas recht Albernes. Ich habe im Ganzen Fräulein Valizewska nur sechs bis sieben Mal gesehen, und dann immer in Gegenwart ihrer alten häßlichen Tante, die mit Luchsaugen ihre Nichte bewacht. Sprich selbst, Stephan, ist's nicht so?

Wahrlich, ich hab' mich wenig darum bekümmert; ich weiß, wenn die Sache irgend Bedeutung hätte, Du es uns selbst mittheilen würdest, sagte der Angerufene. Aber nicht zu läugnen ist, die Therese ist ein hübsches Mädchen.

O und viel geistvoller als hübsch! setzte Pamela hinzu.

Das finden Sie, Pamela?

Gewiß, und die Gesellschaft findet es ebenfalls. Sie müssen sich entschließen, Bathory, einmal Ernst zu machen: Sie müssen sich vermählen. Diese Therese wäre eine Frau für Sie.

Um Gotteswillen, nein!

Weshalb nicht?

Calixt faßte die Hand der Dame, küßte sie und sagte dann: Erlauben Sie, daß ich schweige. Ich will und kann keinen Grund meiner Weigerung

angeben. Ich finde, daß ich glücklich bin, so wie ich jetzt lebe, und daß ich nur mit Unwillen an einen Zustand denken kann, wo es nicht mehr so wäre.

Sie sind ein sonderbarer Mensch! Was haben Sie denn bei uns?

Ich habe Sie und meinen Freund! Das ist mehr, als ein Sterblicher von den Göttern erwarten und verlangen kann. Wenigstens ich verlange nicht mehr.

Stephan reichte ihm die Hand, die er heftig drückte.

Ja, so ist er, rief Stephan, so hab' ich ihn immer gekannt. Still, für sich lebend, nicht viel sprechend, aber innerlich träumend und grübelnd. Stets hab' ich gesagt: der Calixt wird entweder ein sehr glücklicher Mann, oder er wird sehr, sehr unglücklich und elend. Eine gewöhnliche Natur ist er nicht.

Eigentlich sind solche Naturen gefährlich, sagte Pamela nach einer Pause.

Gefährlich? rief der Gescholtene, in wiefern?

Die reißen Einen mit in ihren Flammenkreis, und da kann man sich verbrennen.

Fühlen Sie etwas davon? fragte Calixt.

Mir ist es manchmal so. Ich rufe mir zu:

bleibe ihm fern; aber dann ist Ihre freundliche Rede, Ihr Zutrauen erweckendes Lächeln wieder so unwiderstehlich, daß jede Scheu verschwindet, und man sich, ehe man sich's versieht, dicht in Ihrer Nähe befindet.

Ist es mit mir nicht eben so? fragte Stephan?

O, kein Gedanke daran, rief die junge Frau. Du bist die Offenheit und Redlichkeit selbst. Bei Dir, ruft uns der Geist zu, kann man sicher wohnen und noch sicherer Hütten bauen.

Ist das nun ein Compliment oder ist es keines? fragte der Mann lächelnd.

Ein Compliment, rief Calixt. Du hörst es ja, Du bist der Sichere, der, dem man gern und willig seine Zukunft anvertraut, ich bin der argwöhnisch Beobachtete, dem man nur vorsichtig und mit gehöriger Prüfung nahen darf. Wie kann man da nur zweifeln, wer der Begünstigte ist!

Schon recht, bemerkte Stephan, aber das Sichere und vertrauungsvoll Erwählte hat man bald zum Ueberdruß satt, während das Unbeständige, wie ein schönes Räthsel, immer von Neuem uns lockt und anzieht.

Laß uns zu unserem Buche zurückkehren! rief Pamela.

Man las, aber man hörte nicht recht zu.

Jedermann von der kleinen Gruppe hatte seine Gedanken für sich. Das Abendessen ging eben so zerstreut vor sich, und zum ersten Male trennte sich der kleine Kreis, mit sich selbst unzufrieden. Calixt legte sich zu Bette, aber er konnte den Schlaf nicht finden; seine Gedanken waren mit Pamela so beschäftigt, er konnte nicht läugnen, daß sie ihn ganz beschäftigte und seine Seele gänzlich einnahm. Er rief sich endlich zu, indem er vom Lager aufsprang: Ich liebe sie, ich liebe sie und keine Andere! Gott steh' meiner Seele bei!

s. S. 62 ?

Eine wichtige Nachricht. Die beiden Freunde trennen sich.

Den andern Morgen nach der Nacht, wo Ignaz über den Zustand seines Herzens Gewißheit erhalten hatte, trat sein Freund an sein Bett und sagte: Eine wichtige Nachricht ist gekommen: wir müssen uns trennen, Ignaz. Ich reise nach Petersburg, Du bleibst hier bei meiner Frau als Wache und als ihr Schutz.

Sprichst Du im Ernst, fragte der erschreckte Freund gespannt.

Im allervollkommensten Ernst, war die Antwort; die Entscheidung ist heute Nacht gekommen. Heute theilte sie mir der Minister mit. Es ist Nichts dagegen zu machen. Sie haben mich als den Passendsten gefunden, um mit dem kaiserlichen

Minister wegen unserer vaterländischen Sache zu unterhandeln, und ich habe mich dem geschenkten Vertrauen nicht entziehen wollen und auch nicht können. Ich bleibe übrigens nur etliche Monden fort, die vergehen bald.

Hast Du Pamela schon gesprochen? fragte Ignaz.

Was kann ein Weib dazu oder dagegen thun? Sie weiß es, und ist damit zufrieden.

Mit dem zufrieden, daß sie unter meinem Schutz zurückbleibt? fragte Ignaz, außerordentlich neugierig.

Gewiß ist sie das, oder sie wäre nicht meine Frau, lautete die Antwort des Mannes. Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, in dem Ignaz unruhig und verzweifelt zurückblieb. Er kleidete sich an, schritt unruhig auf und ab, und kam zu keinem Entschlusse. Sollte er sie jetzt aufsuchen, ihr die Lage seines Herzens verkünden? Oder sollte er sie überraschen, wenn der Mann fort war? Er erschrak vor dem Gedanken, wie sie ihn empfangen würde, und doch mußte es gewagt sein. Er ging zu ihr, und fand sie bei der Arbeit. Sie ließ die Stickerei in den Schooß sinken, und ihr großes dunkles Auge sah den Geliebten mit einer Art Vorwurf, aber auch mit einer Frage an.

Er ließ sich zu ihr nieder, küßte ihre Hand und sagte: Bald, theure Pamela, wird uns Nichts mehr trennen. Wir werden ganz einander gehören. Wie verstehst Du das? fragte sie. Dein Mann verreiset, erwiderte er, und läßt Dich mir allein zurück. Und was weiter? fragte sie unbefangen. Würde er dies thun, wenn er nicht das stärkste Vertrauen zu Dir hätte? Und er soll es auch nicht umsonst haben, entgegnete Ignaz. Wir wollen uns trennen, Pamela; das ist das einzige Mittel, um rein und schuldlos zu bleiben, zugleich das in uns gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Sie blickte ihn von der Seite an, und nach einer Pause fragte sie wieder: Und wohin willst Du gehen? In die weite Welt, sagte er; weiß ich es doch selbst nicht, wohin; nur recht weit weg von Dir! Und das nennst Du mich behüten? rief sie; da soll ich wohl unter Deinem Schutze sicher stehen?

Bei diesen Worten lächelte sie, und der Muth Ignazens war gebrochen. Er fühlte das Lächerliche dieses Entschlusses, und sein Herz war entschlossener als je, sich nicht von der Geliebten zu trennen. Vergieb nur, sagte er stotternd, ich wollte nicht gehen, ich wollte nur — ja, was wollte ich eigentlich? Mir Unruhe und Kummer machen,

das wolltest Du! rief sie lebhaft. Gieb doch derlei Gedanken völlig auf. Bleibe bei mir und lehre mich ausharren mit Geduld, bis mein Mann wiederkommt. Sieh', wir wollen den Tag eintheilen; es soll keine einzige müssige Stunde dabei sein. Den Morgen gehst Du Deinen Geschäften nach, und ich den meinigen im Haushalt. Dann kommen wir Mittag zusammen; da giebt es Allerlei zu erzählen; und wenn es Nichts zu erzählen giebt, so sind wir doch beisammen. Dann kommt ein Stündchen vor, wo Jedes seiner Wege geht; ich promenire im Garten, Du besteigst Dein Pferd und reitest etwas aus. Den Abend führt uns die trauliche Lampe wieder zusammen: wir lesen Etwas, oder wir plaudern; auch von meinem Manne kommen Briefe an, diese lesen wir gemeinschaftlich. So kommt der späte Abend heran, und für die Nacht trennen wir uns.

Trennen wir uns? wiederholte Ignaz mit bebender Stimme. Es könnte sein, daß dann mein Amt erst recht anginge. Die langen Stunden der Nacht Dich allein zu lassen, könnte gefährlich sein.

Aber Ignaz! Was soll das? rief Pamela.

Sicherlich! Es ist meine Meinung. In der Nacht ist ein Wächter am Nöthigsten. Liebste Pamela, laß uns an diese Dinge nicht denken, wenigstens

nicht mit solcher Umständlichkeit. Es wird sich Alles von selbst geben, oder es giebt sich nicht; alsdann hilft doch das vorher Gedachte und Zurechtgelegte zu Nichts. Die Sache ist die: wir müssen mit einander leben, und zwar so leben, daß uns kein Vorwurf trifft. Ist das nicht auch Deine Meinung?

Gewiß ist sie es. So sage mir, wie Du das einrichten willst, damit der Zweck erreicht werde.

Ich habe Dir schon gesagt, Geliebte, daß ich hierüber Nichts bestimme, aus Furcht, daß eine Bestimmung uns zu ihrer Uebertretung anreizt.

Wie schade! und ich hatte mir meinen Plan schon so hübsch ausgedacht.

Bis auf die Nacht, die Du unberücksichtigt gelassen hast.

Mein Gott, was kann denn in der Nacht geschehen? Räuber und Diebe haben wir doch nicht zu befürchten.

Ignaz mußte lächeln bei dieser Furchtsamkeit seiner Geliebten. Räuber und Diebe allerdings nicht, erwiderte er, wenn wir nicht auf den Einfall geriethen, uns selbst einander zu bestehlen; ich zum Beispiel Dich!

Wie wolltest Du das anfangen?

Sehr erklärlich, Pamela. Doch laß uns davon

schweigen! Die Erklärung könnte uns zu weit führen.

Nein, nein; ich dringe auf die Erklärung.

Nun gut, antwortete er, indem er sie heftig umarmte und ihr einen Kuß raubte. Ist das nicht schon ein Diebstahl?

Pamela war erschrocken, sie drängte sich aus der Umarmung des Geliebten los und sagte endlich: Allerdings ist das einer, denn meine Küsse sind nicht Dein Eigenthum. Aber das hast Du nicht gemeint?

So hab' ich's gemeint, erwiderte er lachend; und ein Dieb, wenn er einmal den Muth hat, geht noch weiter: er bleibt nicht bei dem Kusse stehen. Siehst Du nun, welche Gefahren die Nacht bringt.

Dann werde ich mir für die Nacht eine besondere Wächterin anschaffen. Ich werde ein Kammermädchen citiren, daß es die Nacht in meinem Bette bei mir schlafe. Ist's so nicht?

Gewiß; doch solche Mädchen haben oft einen sehr festen Schlaf, und ein Kuß braucht nicht so sehr geräuschvoll gegeben zu werden.

Ich werde schon dafür sorgen, daß dabei Lärm entsteht! rief Pamela muthvoll. O, eine Frau kann viel für ihre Tugend thun! Gieb Dich zu-

frieden, Ignaz, so leicht sollst Du nicht gesiegt haben. Nur denke nicht an's Fortgehen: dadurch erfüllen wir unsere Aufgabe nicht. Nun, worauf sinnst Du? Was hast Du jetzt, Geliebter?

Ich denke an Etwas, was ich ausführen will, was uns mit einem Male und auf das Sicherste schützt. Laß mich gehen, ich muß Stephan sprechen, ehe er abreiset.

Was willst Du thun? Nur nichts Gewaltsames!

Gewaltsames? wiederholte er mit seltsamem Lächeln, ja, wahrhaftig, gewaltsam ist das, was ich beabsichtige. Es ist das Allergewaltsamste, was ein Mensch sich anthun kann; aber es ist auch ein glänzender Beweis von Treue, und diese darf ein Mann wie Stephan nur von mir fordern. Leb' wohl, Du siehst mich bald wieder. Er erhob sich, schloß sie in seine Arme und drückte noch einen glühenden Kuß auf ihre Lippen. O Pamela, rief er dabei, wird der Kuß, den ich Dir später gebe, noch diese Wärme, diese Entschiedenheit haben, als er sie jetzt noch hat? O Gott, wir armen Menschen sind doch elende, erbärmliche Geschöpfe!

Er ging traurig fort, Palema sah ihm lange nach, dann stieg ein Seufzer aus ihrer Brust und machte

dem gepreßten Herzen Luft; sie lief dem Forteilenden nach, umschlang ihn mit ihren Armen und rief: Ignaz! bei Deiner Liebe, bei Deiner Ehre schwöre mir zu, daß Du Nichts gegen Dich selbst vollführen willst, dies wäre mein Tod. Er hielt sie lange wie vor sich träumend in seinen Armen, dann sagte er: Du willst es, es soll nicht geschehen; dann mußt Du mir aber auch volle Freiheit gewähren!

Alles, was Du willst! rief sie begeistert; nur bewahre Dich für mich völlig unangetastet und unversehrt! Ich könnte nicht leben, wenn ich Dich anders, als Du jetzt vor mir stehst, wiedersähe.

Pamela, himmlisches Weib, Du liebst mich! rief Ignaz. Nun ist Alles gut. Er ging rasch fort. Sie wußte nicht, was sie zu diesem plötzlichen Entschlusse sagen sollte, und blieb ungewiß zurück. Indessen betrat Ignaz sein Zimmer. Hier stand, schon seit einigen Tagen, ein Kästchen bereit, dies öffnete er, verschloß es wieder sorgsam, nahm es alsdann unter den Arm und ging damit zu dem Freunde. Er fand ihn auf seinem Zimmer, mit Einpacken beschäftigt. Stephan! rief er, hast Du einen Augenblick Zeit für mich?

Mehr als einen Augenblick, war die Antwort,

was treibt Dich zu mir? Was willst Du von mir, mein Freund?

Nur die Aufmerksamkeit, denn das, was ich Dir zu sagen habe, ist etwas Wichtiges, für Dich und für mich wichtig.

Nun?

Hier dieses Kästchen! ich übergebe es Dir, bewahre es wohl, und wenn Dir einmal das Gelüste kommt, an der Treue Deines Freundes zu zweifeln, so öffne es und überzeuge Dich von Deinem Irrthume.

Stephan trat einen Schritt zurück vor Schrecken und Staunen. Was ist das? fragte er ernsthaft. Doch nicht eine Wiederholung der einst mir erzählten Geschichte?

Du hast es errathen. Es ist das einzige Mittel, das ich finden konnte, bei der großen Verantwortung, die Du mir auferlegt hast, denn Du mußt wissen, ich liebe.

Um Gotteswillen, wen? Doch nicht Pamela?

Du weißt es; jetzt kannst Du ruhig sein. Es ist, als wenn Du ein Weib bei dem andern ließest. Nichts ist zu befürchten.

Schrecklich! Welch' eine entsetzliche That. Ich kann es noch immer nicht glauben, daß ein Mann so unsinnig handeln kann.

Nenne mich nicht mehr Mann. Ich war es noch vor einer Stunde. So handelt die wahre Freundschaft!

Hätte ich das ahnen können! rief der unglückliche Stephan, ich hätte —

Und was hättest Du? fragte der Freund, Deinen Freund zu Deiner Frau geführt und wärest Zeuge gewesen, wie Du, mich selbst erniedrigend, Deine Frau und mich beschimpft hättest.

O, nein, nein; aber ich hätte; ja was hätte ich? Mein Gehirn fängt an zu faseln. Ich hätte Dich, ich hätte sie gebeten, die Heiligen zu ihrem, zu Deinem Schutze wach zu rufen.

O Stephan, vor dem empörten Wallen des Blutes rettet kein Gebot und keine Fürsprache der Heiligen.

Genug, es ist geschehen. Nimm dieses unglückliche Kästchen, verwahre es gut, laß es Niemandem sehen und reise glücklich ab, in vollem Frieden und in der größten Ruhe, die man sich nur wünschen kann.

Stephan saß wie betäubt da, er hielt das Kästchen noch immer in seiner Hand. O Ignaz, rief er, dieses Zeichen der Freundschaft, das Du mir gegeben hast, ist ungeheuer; wie soll ich's

Dir vergelten. Kein einfacher Orest kann es, es ist das Opfer eines ganzen Lebens!

Gut, wenn Du es dafür ansiehst. Jetzt laß uns davon schweigen, sonst könnte es uns zu weich für die Stunde des Abschieds machen, lebe wohl, theurer Freund! reise glücklich, komm froh und heiter wieder heim! Er schloß ihn in seine Arme, und unter herzlichen Küssen schieden die Freunde von einander.

Sieh hier meinen Freund, Pamela, sagte Stephan zu seiner Frau, als er von ihr Abschied nahm. Ihr bleibt jetzt Beide allein. Seid gut miteinander, ich wünsche das, und Du wirst meinen Willen erfüllen, theures Weib, wenn Du diesen meinen Freund ganz und völlig als mich selbst betrachtest, ihm Nichts versagst, was er fordern könnte, ja ihm, wenn er es wünscht, stets Deine Gesellschaft leihst, selbst bei Nacht. Ich werde es gern sehen, und es wird mir Vergnügen machen, wenn Du ihn als Deinen Mann betrachtest. Hast Du mich verstanden?

Pamela versicherte, daß dies der Fall sei, und Stephan schloß sie in die Arme. Lebt Beide wohl, sagte der Abreisende noch zu guter Letzt; in ein paar Monden hoffe ich wieder bei Euch zu sein.

Die Klatschereien fangen an zu keimen, aber sie finden keinen Boden, auf dem sie Wurzel schlagen können.

Es war fast kein Haus in Warschau, um das sich die öffentliche Zunge mehr kümmerte, als das des Regierungsraths Stephan, der eine junge Frau verließ und diese einem jungen Manne, der bekannt war für einen Damenjäger, überließ, unbekümmert um den Ruf derselben. Es wurden tausend ärgerliche Geschichten von diesen Beiden erzählt, und ob mit Recht oder Unrecht, es wurde behauptet, daß der junge Offizier daselbst sein Quartier aufgeschlagen habe und daß er dort stets weit sicherer zu finden sei, als in der Caserne. Wahr ist es, daß man ihn zu jeder Tageszeit dort sah, und er war auch da, wenn Abends die Vorhänge niedergelassen wurden. Zwei aufmerksame

alte Frauen hatten sich auf die Lauer gelegt, und diese ehrwürdigen Matronen behaupteten steif und fest, sie hätten den Obrist auch Nachts das Haus nicht wieder verlassen sehen. Eine Nachricht, die indeß noch nicht so ganz gewiß geglaubt wurde. Pamela that nur, was ihr Mann ihr befohlen hatte, sie duldete, ja sie wünschte des Obristen Gesellschaft auch bei Nacht, und er war gern erbötig, ihr sie zu leisten, und blieb oft bis in den späten Morgen. Die Nachricht der zwei alten Damen fand jetzt ihre Bestätigung. Der Obrist war auch Nachts der jungen Frau Gesellschafter.

Diese unerhörte Thatsache verfehlte man nicht dem Manne zu melden. Von allen Seiten kamen Berichterstatter, die ihn aus seiner Ruhe zu schrecken beabsichtigten, doch sie fanden zu ihrer Verwunderung, daß diese Ruhe nicht zu erschüttern war, selbst nicht durch Geschichten, wie sie so arg und schwer noch nicht in Warschau gewesen waren. Mein Weib ist treu, pflegte der phlegmatische Ehemann zu erwidern. Auf Klatschereien höre ich nicht. Auf diese Weise wies er alle Gerüchte von sich, die an ihn kamen, bis man ihm zuletzt Nichts mehr erzählte, sondern sich begnügte, über ihn die Achsel zu zucken, lächelnd das Haupt zu schütteln und

ihn für einen der vielen geduldigen Ehemänner zu erklären, deren es damals innerhalb der Hofgesellschaft in Petersburg sehr viele gab. Dies ging so weit, daß endlich eine Scene sich ereignete, die eine Art Oeffentlichkeit gewann, so daß Stephan hier das Wort ergreifen mußte. Es war folgende. Es hielt sich damals in Petersburg ein Graf Lascagno auf, der aus Paris dahin gekommen war in Aufträgen seines Hofes. Er sprach gerade mit der Kaiserin und erwähnte des geselligen Tones in Warschau. Es war von der Zügellosigkeit der Pariser Frau en die Rede, und der Graf sagte: So viel davon auch gesprochen wird, so glaube ich doch, daß es, was die öffentliche Sittenlosigkeit betrifft, in Paris nicht schlimmer ist, als in anderen Städten. In Warschau, hab' ich gefunden, lebt eine Frau ganz öffentlich und ungescheut mit einem Offizier und kümmert sich nicht um die üble Nachrede, die rings in der Stadt wach wird. Die Kaiserin, die dies hörte, ließ sogleich den Mann jener Dame, der bei ihr bekannt war, zu sich kommen und stellte ihn über das Betragen seiner Frau zur Rede. Der Graf hatte seine gewöhnliche Entschuldigung, daß er nämlich einen Freund besitze, auf dessen Treue und Redlichkeit er unbedingt vertrauen könne,

und daß er über alles Geschwätz der Stadt vollkommen ruhig sei. Unglücklicher Freund, sagte er leise bei sich, der Himmel soll mich bewahren, daß ich für Dich das werde, was dem armen Petron das Dasein verbittert, ihm fast sein Leben gekostet hätte. Ich weiß besser als er die große That, die Du geübt hast, zu würdigen. Die Kaiserin erstaunte über diese Ruhe, da sie aber Nichts in dieser Sache thun konnte, gab sie sich zufrieden, indem sie den Graf Lascagno aufforderte, über diese Geschichte nicht weiter zu sprechen. Der Graf hielt indeß dieses Versprechen nicht, er sprach über diese ärgerliche Geschichte nach wie vor und erreichte Nichts damit, als daß er den Grafen Stephan in ein paar Duelle verwickelte, die dem Rufe seiner leichtfertigen Frau nicht eben förderlich waren.

Auch in Warschau bemühte man sich das Abenteuer des Breitern auseinander zu dehnen. Bald hieß es, die schöne Pamela sei das Muster und Vorbild aller galanten Frauen. Die Mädchen und Weiber von beschädigtem Rufe suchten ihre Bekanntschaft, und das Haus wurde berühmt und gesucht. Um dem Dinge einen Mantel umzuhängen, sprach man von einem Freundschaftsbunde, den mehrere junge Frauen mit dem Obristen geschlossen

und der die vielfachen geheimen Zusammenkünfte, welche dieser gab, entschuldigen sollte.

Mittlerweile kam Stephan heim und erfuhr diese Veränderung in seinem Haushalt. Das Haus voll junger Frauen und Mädchen, die er früher nicht gesehen hatte und die sich alle als Freunde des Offiziers ankündigten. Ihn selbst traf er im Zimmer seiner Frau, eben beschäftigt, ihr das Schnürleib zuzuschnüren, das sie zu tragen pflegte. Diese vertrauliche Beschäftigung fiel dem Manne auf und er blieb in der Thür stehen, den Blick auf die Gruppe gerichtet. Er kam mit noch Jemandem, der ihn begleitete und der hier ausrief: Nun wahrlich, wenn Dich das nicht belehrt, so verdienst Du so behandelt zu werden, wie jene Beiden Dich behandeln. Der Offizier, statt seine Soldaten in der Caserne zu exerciren, exercirt hier Deine Frau. Wie gefällt Dir das? Von dieser Rede unangenehm berührt, sagte Stephan ein paar ärgerliche Worte, doch sogleich fiel ihm Pamela in die Rede, indem sie rief: Wie, Du zürnst? Hast Du mir nicht selbst den Rath gegeben, Deinen Freund wie meinen Mann zu behandeln? Welch ein Widerspruch in Deinen Ansichten! Du bist doch nicht eifersüchtig? fragte Ignaz. Ich bin es nicht, allein der Welt wegen

sollte ihr vorsichtiger sein. Es wäre besser. Nicht Jeder weiß, noch kann es wissen, wie unsere Sachen stehen; darum bitte ich: Vorsicht!

Diese Bemerkung klang wie ein Vorwurf, und Ignaz war ganz bereit, ihn als solchen zu nehmen. Er antwortete darauf zornig, und Beide begaben sich empfindlich und zürnend aus dem Zimmer. Aber Stephan hatten seine Worte schon leid gethan; das großartige Benehmen seines Freundes betrachtend, schien ihm alles Uebrige gleichgültig, und er mühte sich nun, diesen wieder gut zu stimmen. Er schloß ihn also in die Arme, und ihm jede beschimpfende oder kränkende Rede von Herzen abbittend, ersuchte er ihn, ganz so zu sein, wie er es wolle. Ignaz wurde durch die Reue des Freundes versöhnt und umgestimmt, so daß er heiter lachte und sie Beide Allerlei mit einander plauderten.

Die Valizewska ist ja jetzt wieder hier, rief Stephan; was hat sie hergeführt?

Das Mädchen ist interessant, erwiderte Ignaz. Sie ist die beste Freundin Pamela's geworden, und so auch die meinige.

So, also auch die deinige. Wie viele Freundinnen schaffst Du Dir denn an, Ignaz?

Kann ich's hindern, wenn sie sich zu mir hinge-

zogen fühlt? rief der Gescholtene. Sie wissen, daß sie bei mir sicher sind. Ich habe nie einen Angriff auf sie gemacht, das bringt sie zu mir.

Ich wünschte, ich könnte auch diese hübschen Kinder zu meinen Freundinnen machen, sagte Stephan.

Versuch' es; aber ich zweifle, ob es Dir gelingen wird. Du hast nicht das gewisse Geheimniß, das um meine Person schwebt.

Ich weiß wohl, sagte Stephan, und das Gespräch war abgebrochen.

Ignaz ging jetzt wieder zu Pamela, die sich von ihm willig entkleiden und in's Bad führen ließ. Ignaz stand da und bewunderte die Schönheit der jungen Frau, die sich ihm unverhüllt zeigte. Sie forderte ihn auf, sich ebenfalls zu entkleiden. Er that es; zwei der schönsten Gestalten, die es gab, standen jetzt dicht neben einander.

Unbegreiflich! rief Pamela, ist es, daß Stephan sich so täuschen läßt. Er hat auch vollkommen recht, wenn er mir Vorwürfe macht, und ich finde selbst den Muth nicht, mich zu entschuldigen.

Entschuldige Dich ganz dreist, rief ihr Ignaz zu. Sei versichert, er wird Dir's immer glauben.

Aber woher dieser seltsame Glaube? rief sie.

Weil ich ihm einen Talisman gegeben habe.

So lange er diesen bewahrt, hält er mich für unschuldig, und sähe er selbst diese Scene mit an.

Einen Talisman? rief die Dame verwundert; was ist das für ein Talisman?

Einer, der mir geblieben ist, aber den er doch glaubt zu besitzen. Höre die Erklärung des Räthsels. Er erzählte ihr in kurzen Worten die Geschichte des Petron, und berichtete, daß er das Nämliche gethan, wenigstens dies dem Stephan eingeredet habe.

So hast Du Dich ihm als einen Verstümmelten gewiesen? sagte Pamela.

Ich fand kein anderes Mittel, seinen Argwohn und seine Eifersucht, die ihn doch beständig gequält haben würden, zu beschwichtigen. Ich log ihm vor, daß ich die schändliche Operation an mir verübt hätte, und so habe ich erreicht, daß ich vollkommen frei in Deinen Besitz kommen konnte.

Du treuloser, unedler Freund! rief Pamela mit sanftem Schelten, und mich hast Du zugleich berückt, daß ich Dir glaube und meinen Mann der unehrlichsten Absicht bezüchtigte; denn ich glaubte, er wisse um Alles, und dulde es der Freundschaft zu Dir wegen. Sind wir nicht Beide verdammlich?

Sie neigte ihr Haupt auf die nackte Schulter Ignazens und ihr Auge füllte sich mit Thränen; doch er wußte diese schnell zu trocknen. Wozu jetzt Thränen? rief er. Jetzt ist Alles zu spät. Jetzt sind wir mitten drin im Vergehen; jetzt gilt es, die Frucht zu kosten, die wir einmal geraubt. Er küßte bei diesen Worten ihre schöne nackte Brust. O Himmel! rief er entzückt, welch ein Thor wär' ich gewesen, hätte ich das wirklich ausgeführt, womit ich mich gerühmt; ich hätte diesen göttlichen Augenblick nicht genießen können. Ich wäre Stock und Stein gewesen, wo ich jetzt ganz Flamme und Gefühl sein möchte. Er umschloß die schöne Gestalt mit beiden Händen und hielt sie vor sich, um jeden einzelnen der herrlichen Reize zu betrachten. Nie war wohl ein Künstler verliebter in sein Modell, nie strebte er mehr die ganze wundervolle Göttlichkeit der Form in sich aufzunehmen. Sie stand erröthend vor ihm, senkte den Blick und ließ ihn auf seiner entblößten Schönheit ruhen. Da wurden sie durch ein Geräusch gestört. Wer ist es? fragte Pamela erschreckt und aufgestört. Sie blickte durch ein Fenster, das auf den Gang führte, und rief dann entsetzt: Er ist es; geschwind, was machen wir? Wir sind verrathen; Du kannst Dich nicht verstecken; er wird Alles sehen; Dein

Trugbild ist vorüber. Er wird sehen, daß Du ihn getäuscht hast. Nein! rief Ignaz aufspringend, das soll er nicht sehen. Komm, Geliebte, setze Dich gerade mir auf den Schooß, und bleibe so sitzen, was auch geschehen mag. Soll ich Dir nicht lieber ein Gewand geben? fragte sie; doch er blieb bei seinem Willen, und Stephan trat in das Badegemach. Anfangs blieb er verwundert stehen beim Anblick der beiden Hüllenlosen, dann aber rief er lachend: das ist ein schönes Bild! Doch geschwind, Ignaz, kleide Dich an; es ist Jemand da, der Dich sprechen will, aus der Caserne. Diese Nachricht machte nicht den Eindruck, auf den sie berechnet war. Ignaz ließ sich durch sie durchaus nicht stören, sondern behielt die Dame sorglos auf seinem Schooße. Er kann warten, antwortete er, und spielte mit der Brust der Geliebten. Dieser Anblick, noch mehr die ungewöhnliche Situation, beschäftigte auch Stephan; er fing an, sich zu entkleiden, und als dies geschehen war, forderte er Ignaz auf, die Geliebte frei zu lassen. Ignaz hörte dies, aber hatte nicht Lust zu gehorchen; er sah nämlich zwei Dinge kommen die ihm beide unangenehm waren: erstens konnte Stephan, wenn er aufstand, den wirklichen Zustand seines Körpers genau sehen, und dann, wenn es ihm auch

gelang, dies zu verhindern, war er gezwungen, eine Scene der ehelichen Zärtlichkeit mit anzusehen, wie sie seine Eifersucht ihm schon vorgemalt hatte, und wie er sie verhindern wollte, es koste, was es wolle. Die Eifersucht kämpfte hier gegen die Freundschaft, und trug den Sieg davon. Aber die Ungeduld Stephan's war unbesiegbar; er fiel Pamela in den Arm, und es entspann sich ein Kampf zwischen den beiden Freunden. Stephan siegte: er riß die ihm Angehörende gewaltsam vom Schooße des Freundes fort und sank mit ihr auf ein Sopha nieder, das in der Ecke des Gemachs stand. Zum Glück fand Ignaz jetzt Zeit, sich rasch anzukleiden und zu entfliehen, ehe die Liebenden Etwas von seinem Thun und Treiben gewahrten.

Er kam draußen auf den Vorsaal, wo der Mann stand, der ihn zu sprechen verlangt hatte. Er fand einen bekannten Unteroffizier des Regiments daselbst, und besprach mit ihm die Dinge, die man von ihm wissen wollte. Dann ging er wieder fort, und Ignaz schlich sich abermals in die Badestube zurück, wo er folgendes Gespräch mit anhörte. Also er ist völlig fehlerfrei? Völlig, tönte die Antwort; Du kannst keinen schönern, wohlgebildetern Menschen sehen, als er es ist. — Schon gut; aber die Hauptsache fehlt ihm doch? gesteh'

es, Pamela, diejenigen Theile, auf die ihr Frauenzimmer den größten Werth legt? Ich verstehe Dich nicht, sagte sie stockend und erröthend; wenn ich Dir sage, er ist der vollkommenste Mann, den ich je gesehen, ist das nicht genügend? Sonderbar! rief Stephan. Wenn es wahr wäre; es wäre schändlich! Doch, ich kann mich ja sogleich davon überzeugen, und ich will es thun. Er stand auf und verließ das Badegemach, als Ignaz eben wieder eintrat. Dieser wußte nun, was geschehen sei, und schrieb den Verrath Pamelen zu, die ihrerseits wieder behauptete, daß sie dem Manne gegenüber nicht habe anders antworten können. Ignaz ging zu Stephan, den er in seinem Zimmer traf, wie er eben das bewußte Kästchen geöffnet und es leer gefunden hatte.

Du hast mich betrogen! schrie er. Ich bin auf's Schändlichste hintergangen worden und das noch dazu von meinem besten Freunde. Er wankte und stützte sich auf einen Sessel, Ignaz trat zu ihm und sagte ihm leise: Vergieb mir! Ich konnte nicht anders handeln, als ich gehandelt habe! Höre mich ruhig an!

Du konntest nicht anders? wiederholte der Unglückliche. Mußtest Du mir eine Heldenthat vorlügen, die Du keineswegs zu vollführen die

Absicht hattest? Mußtest Du, während ich alle Warnungen von mir abwies, im Arme meiner Frau schwelgen? Mußtest Du das Alles? Schändlicher!

Still, kein Geräusch gemacht! Ich bitte Dich um Alles, was Dir heilig ist, laß die Sache jetzt so, wie sie ist. Nichts ist mehr zu ändern. Im Gegentheil, wenn Du schweigst, so läßt sich für mich noch ein ganz artiges Spiel machen. Man ist hinter die wahre Beschaffenheit gekommen, und unter dem Vorwande, Freundschaft für mich zu hegen, begaben sich die anständigsten Frauen in ein Verhältniß mit mir. Schlägst Du Lärm, kommt das Geheimniß an den Tag, so habe ich verspielt, und sie werden sich Alle furchtbar an mir zu rächen suchen. Nun bitte ich Dich, schweige.

Stephan antwortete Nichts, sondern wies stumm den einstigen Freund von sich. Eine solche Treulosigkeit wäre ich nicht im Stande gewesen, gegen Dich zu begehen! war das Einzige, was er sagte. Ignaz schlich sich fort, im Busen Vorwürfe, doch leicht schwanden diese hin, als er wieder vor Pamela erschien. Ich habe ihm Alles bekannt und eingestanden! sagte er zu dieser.

Nun, und was sagte er? fragte die Geliebte.

Nichts konnte er sagen. Die Sache war ein=

mal geschehen. Er war selbst Schuld daran; weshalb glaubte er mir so unbedingt! Er mußte doch wissen, daß wir nicht mehr in dem schwärmerischen, abergläubischen Zeitalter lebten, wo so Etwas möglich war? Ich habe ihn gebeten, mein Geheimniß zu bewahren, und er hat es mir versprochen. Wir können jetzt ruhig sein.

Unmöglich, Ignaz, wenn er es weiß, kann ich nicht die Deine sein! rief Pamela.

So, wie großmüthig! antwortete Ignaz. Also Du willst, daß die Früchte meiner That Anderen zu Gute kommen sollen?

Es wäre ja wahrhaftiger, offener Ehebruch, wenn ich anders handelte?

Wenn er aber selbst Dich frei giebt?

Das wird er nicht.

Er wird es; er hat es schon gethan. Da Du mich bis jetzt getäuscht und mich gezwungen hast, alle Gerüchte und Warnungen in den Wind zu schlagen, so fahre fort, es fernerhin zu thun, ich werde schweigen, so sagte er.

Wirklich? Nun dann vergieb, mein Geliebter. Sie umschlang den noch immer Zürnenden mit ihren Armen, und er ließ sich bewegen, den Versöhnungskuß auf ihre Lippen zu drücken.

Das Freundschafts-Institut.

Niemand erfuhr, was vorgefallen war. Die beiden Liebenden machten ihre Sache nun vorsichtiger, so daß nicht die Welt so offen sich einmischen konnte. Das Gerede dauerte noch eine Weile, als man aber sah, daß derselbe fortfuhr, sich nicht darum zu kümmern, schlief es allgemach ein, und man sprach Nichts mehr davon. Etwas war jedoch von dem Kästchen und seinem muthmaßlichen Inhalt in's Publikum gedrungen, und dies begünstigte wunderbar Ignazens Absichten. Er ward von tugendhaften Frauen als derjenige Mann erkannt, dem man sich ohne Gefahr nahen könnte, dessen reine Absichten ihnen nicht in den Weg traten, bei dem es keineswegs auf ein schmachvolles Verhältniß hinauslief, mit einem Worte, bei dem man sich nicht compromittiren

konnte. Wir lassen unerwähnt, wie er dieses Zutrauen benutzte. Zuletzt wurde ihm jedoch die große Menge der Frauen, die mit ihm in ein freundschaftliches Verhältniß treten wollten, etwas unbequem. Es stand ihm nicht die Fülle der Kräfte zu Gebote, die hierzu erforderlich waren, und er dachte selbst daran, die Zahl seiner Freundinnen etwas einzuschränken, nur wußte er nicht, wie er dies anfangen sollte, ohne sein Geheimniß preiszugeben. Er verwünschte tausendmal seinen unglücklichen Einfall, mit dem er seinen Freund getäuscht hatte, er verwünschte dessen Schweigsamkeit und wollte, daß durch ihn die Sache erklärt würde, aber vergebens! Immer neue schöne Frauen meldeten sich, seine Freundinnen werden zu wollen, er mußte auf einige Zeit verreisen, um Kräfte zu sammeln, und kam er dann wieder zurück, so fand eine große Kälte in seinem Wesen statt, so daß mehrere Freundinnen dadurch abgeschreckt wurden; aber sie fielen nicht von ihm ab, sondern erneuten ihre Angriffe immer wieder, wenn er sie auch mit Härte manchmal zurückgewiesen hatte. Das ganze Stadtviertel, wo er wohnte, hieß nur das Freundschafts-Institut, bis endlich ein Umstand die ganze Sache zum Brechen brachte. Nämlich zwei der schönsten jungen Mädchen, die zu den intim-

sten Freundinnen Ignazens gehörten, wurden schwanger, und bekannten auf vielfältiges Forschen von Seiten ihrer Verwandten ihn als den Uebelthäter. Jetzt war das ganze, feste Freundschaftsband aufgelöst, und Furcht und Schrecken befiel die übrigen Freundinnen. Nichts half, was man auch dagegen thun mochte, wie man die alte Sicherheit und feste Treue wieder einführen wollte. Ignaz sah sich gleichzeitig von allen seinen Freundinnen verlassen und von Jeder verabscheut und gemieden.

Er tröstete sich jedoch bei dem Verlöschen seines Sterns damit, daß er lange als Sultan über den größten Theil Warschaus geherrscht hatte, und daß er, worin ihm Niemand gleich kam von all' den Frauenverführern dieser luxuriösen Stadt, fast alle schönen Frauen und Jungfrauen Warschaus als sichere Beute sich zugeeignet, und daß dieses Glück fast sieben bis acht Jahre gedauert hatte. Er verschwand jetzt; es hieß, er sei verreist, aber er war noch in der Stadt, lebte jedoch gänzlich abgeschieden von seinen sonstigen Bekannten in einem kleinen Hause in der Vorstadt. Das war das Ende des zweiten Kombab.

Schluß der Streitfrage, die den Anfang dieser Erzählung bildet.

Es waren einige Wochen vergangen, nachdem ich obige Erzählung an jene Dame, mit der ich Anfangs im Streit gewesen, gesendet hatte. Ich wußte, ich konnte sie sprechen, und vielleicht wünschte sie dieses auch; allein, aufrichtig gestanden, ich fühlte nicht den Muth dazu, ihr wieder unter die Augen zu treten. Endlich mußte es doch geschehen. Ich fand sie in dem nämlichen Gartenhause; es war wiederum Abend und der Mond schien hell. Sie saß auf dem Stuhle, auf dem ich sie verlassen hatte, als wir zum ersten Male dieses Gespräch führten.

Nun, mein Freund, rief sie unbefangen mir entgegen, sehe ich Sie auch einmal wieder!

Ich begrüßte sie und näherte mich ihr befangen und verlegen.

Sie haben kein gutes Gewissen, so scheint es! sagte sie mit gerader offener Stimme. Was ist Ihnen? Womit hab' ich Sie beleidigt, daß Sie so scheu und befangen vor mir sich zurückziehen?

Sie mich beleidigt? rief ich entsetzt. O Gott, gerade umgekehrt.

Diese Antwort machte sie nachdenkend. Sie ging in der Eile alle die Dinge durch, die zwischen uns vorgefallen. Da mußte ihr doch der Streit beifallen, den wir gehabt, und sie kam auf die Antwort, die ich ihr gegeben, mithin auf die Blätter der Erzählung, die ich ihr gesandt. Ach! rief sie, plötzlich wieder zu sich kommend. Sie sind furchtsam, daß Sie mich beleidigt haben. Ohne Zweifel geht das auf den Bericht, den Sie mir zugesandt?

Ich neigte das Haupt, ohne irgend Etwas zu antworten.

Und da haben Sie allerdings recht, erwiderte sie mit anmuthigem Lächeln, das über ihre Lippen glitt gerade in dem Moment, wo ich etwas ganz Anderes erwartet hatte. Ich setzte mich auf ihren Wink neben sie und wartete geduldig, daß jetzt ein Urtheil aus ihrem Munde mich treffen werde.

Ihre Erzählung gründet sich auf Thatsachen? fragte sie.

So viel ich weiß, ja, erwiderte ich, indessen weiß man nicht — ich vollendete den Satz nicht, denn ich glaubte das Feuer eines ungewöhnlichen Zornes in ihr auflodern zu sehen.

Wenn sie wahr ist, fuhr sie fort, ohne mich vollenden zu lassen, so ist es eine schmutzige Thatsache, um die es sich hier handelt. Die Freundschaft weiß Ihnen dafür keinen Dank, denn sowol die zwischen Männern, als die zwischen Mann und Frau, wird auf gleiche Weise hier beschimpft und gebrochen.

Auch zwischen Männern? fragte ich verwundert.

Freilich, entgegnete sie, oder wollen Sie Den Ihren Freund nennen, der eine so ernste, großartige Sache, wie jenes berühmte Opfer aus dem Alterthume ist, anwendet, um damit seinen Spaß zu treiben? Der seinen Freund, der ihm ganz vertraut, täuscht und sein Werk auch dann noch fortsetzt, als schon der Betrug offenbar ist?

Ich führte Etwas über den Charakter der Polen an, daß in ihnen diese Doppelzüngigkeit läge und nicht so schlimm gedeutet werden müßte.

In keinem Charakter einer Nation der Welt kann diese That ihre Entschuldigung finden, rief

sie streng und gebieterisch. Es ist eine nichtswürdige Feigheit, um so nichtswürdiger, da sie sich als Mitschuldige eine Frau ausgesucht hat, die sonst eine rechtliche, tugendhafte Frau geblieben wäre, wenn ihr nicht diese schändliche Verführung so nahe getreten wäre. Ich fühlte bei diesen Worten den ganzen Unwillen der Frau, mit der ich stritt, und ich wagte es nicht, ihr noch Etwas auf ihre Vorwürfe, die ich als gerecht erkannte, zu erwidern. Ich schwieg also still, und dieses Stillschweigen nahm sie sichtlich als ein Zeichen, daß ich mein Unrecht einsähe.

Ich hoffe, hub sie an, daß Sie Ihr Unrecht einsehen und daß Sie wünschen, den Schluß Ihrer Erzählung umgeändert zu sehen. Ich bin ganz dieser Ansicht. Ich will nicht damit behaupten, daß ich wünsche, daß das Verhältniß Ignazens zu Pamela sich auflöse, aber er muß entweder die That, mit der er sich so niederträchtig rühmt, wirklich vollführt haben und sie dann seine Freundin sein und bleiben, oder er muß ihr bekennen, daß er nicht sich bezwingen kann und demzufolge sie fliehen und sie nicht mehr sehen. So würde ich diese Geschichte beendigen.

Alsdann würde die Hauptsache darin fortbleiben —

Welche ist diese? fragte sie.

Nun eben die Menge der Freundschaften, die er gewann und die ihm alle zuflogen, weil sie sich bei einem Manne wußten, der Nichts als die Außenseite eines Mannes hatte.

Eben diese Freundschaften sind mir am meisten verhaßt! rief sie bestimmt aus. Was sind diese Weiber anders als Buhlerinnen?

Ich wußte hierauf Nichts zu antworten und schwieg abermals still.

Wie kann das Freundschaft heißen? fuhr sie lebhaft fort. So wie Eine das Nichtvorhandensein des Geheimnisses ausgekundschaftet hatte, so mußte sie augenblicklich eilen, es den Anderen zu wissen zu thun. Er hätte mit dem ersten Opfer, das seiner Falschheit in's Netz ging, sein Spiel geendet sehen müssen.

Das ist es eben, was ich sage, daß eine wahre Freundschaft nicht möglich ist zwischen Mann und Frau.

Sie hätten da eine andere Geschichte wählen müssen, antwortete sie nach einer Pause, nachdem sie mich betrachtet hatte und wahrscheinlich Spuren der Verlegenheit auf meinem Antlitz bemerkte. Es giebt ja so viele Begebenheiten, wo eine Frau sich einem Manne hingiebt, der doch dabei ihr

Vertrauen täuscht, und sich zurückzieht oder Forderungen macht, die sie nicht erfüllen kann und will.

Also Sie sind unzufrieden mit meiner Geschichte?

Ganz und gar, erwiderte sie.

Alsdann thut es mir leid, sie Ihnen gegeben zu haben. Ich fand nur für nöthig, meine Ansicht auszusprechen, selbst in dem Fall —

Daß sie mir mißfallen könnte? rief sie.

Selbst in dem Falle, erwiderte ich.

So haben Sie erreicht, was Sie beabsichtigten, antwortete sie, indem sie sich plötzlich in ihren Shawl hüllte und schwieg.

Eine Weile noch blieb ich, weil ich hoffte, sie durch meine Bitten zu erweichen; als ich aber sah, daß dieses unmöglich war, entfernte ich mich, indem ich mir selbst das Versprechen abnahm, nie wieder mit einer Frau über die Freundschaft streiten zu wollen.

Claudia.

1.

Vor dem Tempel des Aeskulap stellte sich das Heer der Parasiten und Haussklaven der vornehmen römischen Patrizierin, der Livia Metella auf, um unter Anführung des Haushofmeisters die übliche Feierhymne anzustimmen, die zum Zweck hatte, einen der vornehmen, müssigen und übermüthigen Unterpriester des Gottes aus den noch verschlossenen Thüren hervorzulocken, um ihn zur Annahme der Geschenke und zur Anhörung des Anliegens der Gesandtschaft zu bewegen. Die Stimmen der Sänger hatten sich schon heiser geschrieen, die Beine der Tänzer waren erlahmt, die Gesänge der Parasiten waren bereits an die letzten Verse des langen Festgesanges gelangt, und die Stirn des Haushofmeisters nahm eine Falte nach der andern mehr auf dem glatten, ölgetränkten, haarlosen Schädel an, und noch wollte sich die schwere Bronzethür

mit dem Schlangenstabe auf ihren Feldern nicht in den Angeln rühren. Endlich ließ sich aus dem Seiteneingang ein schleppender Gang und eine hüstelnde Stimme vernehmen, und mißmüthig in eine dicke wollene Toga gegen die Morgenkühle gehüllt erschien der erwartete Priester und machte eine stumme Begrüßung gegen den Zug, indem er zugleich die Arme ausstreckte, man wußte nicht, ob um die Gaben in Empfang zu nehmen, oder den Segensgruß des Gottes zu ertheilen.

Priester, Du lässest mich lange warten, begann der gereizte Haushofmeister in einem herrischen Tone; Du solltest wissen, daß mich die reichste und stolzeste Dame Roms sendet.

Vergieb, Lucillus — wir Beschäftigte im Tempel haben viel zu thun.

Euren Bart mit der phrygischen Salbe zu ölen — murmelte der Beleidigte — ich weiß und kenne das. In meiner Jugend war ich Opferknabe und sah und hörte Manches von Dem, was im Innern eines Tempels vorgeht, wenn Niemand darin ist als der Gott und seine Priester.

Bringst Du uns etwas Schönes und Gutes? flüsterte der Alte, indem er mit schmunzelndem Lächeln die verdeckten Handkörbe der Sklaven überzählte.

Wir kommen nie mit leeren Händen, erwiderte der Gesandte.

Jetzt begann der Gesang der Parasiten von Neuem, und während dieses schläfrigen und eintönigen Rhythmus packte der Priester mit einigen seiner Gehülfen die Geschenke aus ihren Hüllen, und schien — ein seltener Fall bei einem Priester in diesem Tempel, der von allen Vornehmen und Reichen der Hauptstadt in Mode erklärt worden — überrascht von dem Werthe und der Fülle der Gaben. Schweigt! rief er den Sängern zu — schweigt, damit ich reden kann. — Als auf diesen Zuruf augenblicklich Stille eintrat, wandte er sich zum Haushofmeister und sagte: Was wünscht Deine Gebieterin von unserm Gott? Soll er ihr einen Kropf heilen, soll er ihr eine lahme Hüfte wieder in Stand bringen, oder die Röthe der Nasenspitze vertreiben? Ist Deine Herrin eine von den Kennerinnen und Freundinnen der Tafel und hat sie sich zu beschweren, daß ihre Organe vor der Zeit müde und lässig in der Verrichtung ihres Dienstes geworden sind? Ist sie so weit gekommen, keine Lamprete mehr verdauen zu können, wenn sie mit dem würzigen Oel des Pontus Euxinus durchzogen ist? Muß sie die Pfauenfeder zu Hülfe nehmen, um rasch wieder von sich

zu geben, was sie so eben in Fülle eingenommen hat? Oder ist Deine Dame eine flinke Tänzerin gewesen und bedauert jetzt, daß sie nicht mehr wie früher auf dem großen Zeh balanciren kann, wenn der versammelte kaiserliche Hof eines jener kleinen luxuriösen Feste giebt, bei denen die vornehmsten Frauen Roms eine Ehre darin suchen, die Künste der Sklavinnen nachzuahmen. Verlangt sie nun von unserm Gott eine neue spannende Muskel im großen Zeh? Nun, so sprich, mein kleiner Lucillus. Wie, oder sang sie, und kann jetzt nicht mehr singen? Was ist's? Was will sie? Womit können wir dienen?

Du läßt mich nicht zu Worte kommen, alter Schwätzer, murrte der Haushofmeister. Von jenen Uebeln ist Livia Metella völlig frei. Sie ist eine vollkommen gesunde und schöne Dame, und obgleich drei erwachsene Töchter ihr zur Seite stehen, erhebt sie sich stolz in der Mitte dieser Knospen als eine noch prächtig schimmernde Blume. Juno hat sie mit unsterblichem Reiz gesegnet, Pluto aber mit unerschöpflichen Reichthümern.

Ah — wir erkennen es an! rief der Priester und bückte sich tief.

Der Grund, fuhr der Sprecher fort, weshalb wir vor Deinem Gott erscheinen, ist, um ihn an-

zuflehen, er soll uns zu einer Vergnügungsreise, die wir unternehmen wollen, gute und heilsame Witterung und Stärkung, um die Strapazen einer so langen Wanderschaft zu ertragen, verleihen. —

Der Gott wird sich ein Vergnügen daraus machen —; aber wo wollt Ihr denn eigentlich hin?

Nach Syrien, nach Kleinasien, vielleicht auch nach Egypten.

Der Priester schüttelte das Haupt. Nach Egypten? wiederholte er. Hm! das wird jetzt Mode, seitdem unsere Heere so viel Mißgeschick in dem Lande erleben, und seitdem die skandalösen Anekdoten von Cleopatra und Antonius, den die Götter beschützen mögen, von daher zu uns kommen.

O, wir ziehen nicht den skandalösen Anekdoten nach. Meine Gebieterin reist, um sich zu belehren.

Ich glaub' es. Nehmt Ihr viele Leute mit.

Nur hundert Sklaven, zwölf unserer Parasiten, sechzehn Sänger aus der Capelle und einen griechischen und einen römischen Philosophen. Wir wollen diesmal nur mit ganz kleinem Gefolge reisen.

Ihr thut wohl daran, denn die Straßen sind wieder sicher; Dank sei es unserem erhabenen Kaiser Augustus, diesem Sohne der Götter! Aber

was wollt Ihr in Syrien machen, in diesem kleinen, erbärmlichen Galiläa, in der werthlosesten Provinz, die wir besitzen?

Der Haushofmeister nahm eine stolze Haltung an, indem er dem geschwätzigen Priester auf diese Frage antwortete: Du mußt wissen, Diener des Aeskulap, daß Livia Metella in erster Ehe mit einem Manne aus jener Gegend vermählt war. Er starb und hinterließ einen Sohn und eine Tochter, so wie ein bedeutendes Besitzthum, das heißt bedeutend für die Provinz, für uns Römer kann nichts Auswärtiges von Bedeutung sein; um dieses zu wahren und zugleich um die verwaisten Sprossen eines frühern Bündnisses wiederzusehen, geht meine Gebieterin in jenes arme Land.

Aus dem Innern des Tempels erscholl jetzt der langgedehnte Ton einer Tuba, und der Priester, sich unwillig umwendend und einen flüchtigen Blick in die innere Halle werfend, sagte: Der Umgang beginnt, ich muß fort. Lebe wohl, mein alter Knabe! Bringe Deiner Gebieterin den Segen des Gottes, und sage ihr, daß die Lüfte, die um ihre Wangen wehen werden, so weich wie Seide und so süß duftend wie die jungfräuliche Myrthe sein sollen. Wenn Aeskulap sein Wort nicht hält, so sollt Ihr das Recht haben, ihn einen spartanischen Lump,

einen Schuft, einen Gauner zu nennen, nicht werth, daß man ihm in's Angesicht speie. Hast Du verstanden? Das sag' ich Dir, sein Priester, und nun geh', und komm bald wieder. In seine Wollenhülle gewickelt, watschelte der Alte in die Tiefe des Säulenganges zurück, aus dem er hervorgekommen war.

Der kleine Zug entfernte sich und verlor sich in die, von der Morgensonne beleuchteten Straßen Roms. Die Paläste und öffentlichen Plätze erwachten eben zum Leben. Der Riesenleib dieser prächtigen Roma, behängt mit den Juwelen und dem Golde einer geplünderten Welt, regte und streckte sich, und öffnete die Augen, und begann ihr Tagewerk, das darin bestand, durch neue prachtvolle Schauspiele, durch neue Laster und durch neue gräßliche Manifestationen der Grausamkeit und Tyrannei den Erdkreis, der seine Blicke unverwandt auf dieses Ungeheuer gerichtet hatte, in Entsetzen und Erstaunen zu versetzen. Die unermeßlichen Stadtviertheile, die den Soldaten zugewiesen waren, rauschten von Waffenlärm, und man sah die Zurüstungen zu einem jener zahllosen Triumphzüge irgend eines der heimgekehrten Feldherren, die ihre Feste Einer nach dem Andern nachfeierten. Das Volk konnte

die Namen aller seiner Triumphatoren nicht behalten, und begnügte sich nur flüchtig die Gestalt und die Miene des Mannes zu betrachten, der diesmal den goldenen Wagen einnahm, und sich auf ihm durch die dichtgedrängten Haufen einen Weg bahnte, um zu dem entgegengesetzten Thore von dem, wo er ausgegangen, zu gelangen, um auf diese Weise so viel Spielraum, wie nur immer möglich, zu dem Theater, auf dem seine Eitelkeit die erste Rolle spielte, zu gewinnen. Andere Theile der Stadt, von der Armuth und dem Heer fremder Lohnsklaven und Arbeiter bevölkert, gaben in dem Staub und dem Tumult ihrer Märkte und der Enge und Unsauberkeit ihrer Canäle und Straßen dem vornehmen Römer ein widriges Bild von dem Dunkel und der Unbehaglichkeit des Hades, des Reiches der wüsten Schatten, und er wagte sich nur gezwungen in die Nähe dieser gemiedenen Quartiere. Wieder andere Stadttheile prangten mit den im edelsten Styl gebauten Tempeln, und hier war es, wo die Meisterwerke der Skulptur, die wundervollen Schöpfungen der Baukunst, die Wasserkünste und die reizenden Blumenmärkte die reiche Genossenschaft der Patrizier heranzogen, und wo die junonischen Gestalten, die Apollokörper der vornehmen und schönen Römerinnen und Römer lang-

sam sich — eine Welt lebender Götter unter dem Schatten marmorner — umherbewegten; bald in den Tempelhallen dieses oder jenes Tempels oder Palastes auf wenige Augenblicke untertretend, um mit Bekannten zu plaudern, oder einem mächtigen Beschützer grüßend sich in den Weg zu stellen. Hier sah man den Festzug der Vestalinnen erscheinen, dieser jungfräulichen Priesterinnen, die in der Glanzperiode Roms viel von ihrer ursprünglichen Reinheit verloren, dagegen aber an lüsternem Reiz, an Glanz der Anzüge, und an der Koketterie mit Schleier und frommer Händehaltung unendlich zugenommen hatten. Noch aber waren sie nicht so tief gesunken, als sie der ausschweifende Hof Nero's später sah, wo die beleidigte Vesta ihre entweihten Priesterinnen unwillig ihrer Schwester Aphroditen abtrat und die besudelten Schleier von den Häuptern der einst Geheiligten riß.

2.

Der Haushofmeister war mit seinem Zuge heimgekehrt, allein er hatte nicht das Glück, vor seine Gebieterin gelassen zu werden, die an ihrem Toilette-Altare saß, denn so konnte man allerdings die Anhäufung von Kostbarkeiten, die Ceremonien eines Cultus, das Personal einer Dienerschaft nennen, die so zahlreich und so prunkend sich auswiesen, wie sie wenige Tempel der Götter bei besonderen Feierlichkeiten zeigten. Livia Metella war eine Frau, die die Vierzig überschritten hatte, die aber gerade durch diese Künste der Toilette das Ansehen einer noch blühenden Schönheit sich zu ertheilen wußte: der einzige Uebelstand, den diese Magie nicht zu bannen vermochte, war eine Corpulenz, eine fast maßlose Ueppigkeit der Formen; allein bei einer Römerin war dies ein verzeihlicher Fehler, und Livia Metella wußte fast aus ihm

einen Reiz mehr zu machen. Sie legte — und sie war die Erste, die diese Mode aufbrachte — das phrygische Uebergewand ab, weil eine faltenreiche Drapperie nicht in dem Plan ihrer Toilette lag; dagegen legte sie den feinen egyptischen Mousselinschleier an, der wie eine Silberwolke die Arme und den Nacken umfloß, den Umfang der Gestalt nicht mehrend, vielmehr die zu wellenförmigen Contouren überschleiernd. Die Haltung des Hauptes hatte die schöne Frau der Bildsäule der Juno abgelauscht; es war eine Fülle von Grazie und Stolz in dieser Wendung, und die kunstreichen Haargewinde, der junonische Knoten am Hinterhaupte machten die vollendete Schönheit der Büste zu einem Modell, das Viele nachahmten, aber Keine erreichte. Die Hände und Füße der Fürstin waren klein und von eleganter Form; sie wurden auch nicht wenig gepflegt und gehätschelt. Die unglücklichen Sklavinnen, welche diesen Beruf angewiesen erhalten hatten, waren Tag und Nacht beschäftigt, über das Heer zahlloser Salben und Fläschchen zu wachen, den Inhalt zu wahren, ihn zu erneuern, wo es nöthig war, und über den Gebrauch eine gewissenhafte Controle zu führen: sie erhielten den Titel Handpflegerinnen und Fußausschmückerinnen. Unter Aufsicht der Letzteren

arbeitete ein Juwelier, der die Ringe und Preziosen für die Fußzehen lieferte, ein Salbenverkäufer und ein Operateur, dessen Instrumente aus Gold und Elfenbein zusammengesetzt waren. Die Handpflegerinnen und Fußausschmückerinnen standen unter der Oberaufsicht der Spiegelsklavin. Diese war die Favoritdienerin, der die Gebieterin als Zeichen der obersten Macht in Sachen der Toilette den kostbaren, mit Edelsteinen eingefaßten kleinen Metallspiegel übergeben hatte. Es wurde hierzu immer das schönste und — was schwieriger und wichtiger war in dem verderbten Rom — das gesundeste junge Mädchen ausgewählt. Um die Frische und Reinheit ihres Athems zu prüfen, mußte die Neuangeworbene den Spiegel anhauchen, und nur wenn die Nerven der gleich darauf prüfenden Dame sich nicht unangenehm berührt fühlten, durfte die Erwählte bleiben. Dies wichtige Amt wurde durch vielfache Intriguen und Kämpfe erworben, und, wenn einmal errungen, nicht wieder freiwillig aufgegeben. Eine Spiegelbewahrerin wurde, indem sie die zartesten Geheimnisse ihrer Gebieterin wußte, nicht selten deren Tyrannin, und mußte, wenn man ihrer durchaus ledig sein wollte, durch Gift bei Seite geschafft werden; und dann war sie selbst im Tode noch gefährlich, denn

es fanden sich Beispiele, wo die boshafte Sklavin Mittel gefunden hatte, sich zu rächen, indem sie den vergifteten Todesathem über den Spiegel hinblies, wo dann die zitternde Herrin nur mit Scheu wieder hineinzublicken wagte, immer fürchtend, ein Hauch des Athems ihrer Feinde hafte noch an dem glatten Metalle. War jedoch diese Sklavin die Freundin ihrer Herrin, so konnte kein erfreulicheres, kein auf artigere Schmeicheleien, auf muthwilligere Tändeleien gebautes Verhältniß gedacht werden. Die Dame saß auf ihrem vergoldeten Stuhl, umhaucht von den Wohlgerüchen und Düften einer Welt voll Aroma und Salben, und während die untergeordneten Dienerinnen, auf dem Teppich hingestreckt, die Fußzehen mit Diamanten schmückten, oder die Falten des Gewandes mit künstlichen Blumengerüchen tränkten, scherzte und plauderte der artige, mit frischem Roth bemalte Mund der Dame mit der vertrauten Dienerin, deren schöner Arm in graziöser Haltung ihr den Spiegel vorhielt. Livia Metella stand sich sehr gut mit ihrer Spiegelsklavin; die schöne Arria war listig, gesprächig und schmeichelnd. Während der fünf Jahre, die sie bereits ihren schwierigen Posten bekleidete, hatte sie noch nie den Stich der goldenen Nadel auf ihrem Oberarm empfunden,

während sie eine Freundin besaß, die sich so übel bei ihrer Herrin befand, daß sie nach Verlauf von dreien Tagen schon heulend den Palast verließ, mit einem Arme, den zahllose Stiche durchwühlt hatten. Livia Metella war gütig, und ihre Eitelkeit und ihre Launen hatten nie etwas Herrisches: sie waren die Eitelkeit und die Launen eines hübschen Kindes, das von dem ersten Schritt, den es in's Leben gethan, von seiner Umgebung verhätschelt und verwöhnt worden war, das aber zum Glück ein sanftes, nachgiebiges Herz von der Natur empfangen. Eben so nachsichtig war die Fürstin gegen ihre Parasiten. Es ist nöthig, Etwas über den Beruf und die Stellung dieser besondern Klasse der Bevölkerung in den Palästen der Großen des alten Roms zu sagen. Anfangs war ein Parasit ein Geschöpf, das Ehre, Zartgefühl und sogar einen gewissen Grad von Tugend besaß; es war ein Mann, der zu Gaste sich bitten ließ, weil er zu Hause nicht bleiben wollte oder konnte. Wie wir in der heutigen Composition unserer Gesellschaft noch häufig ältliche, unvermählte Herren sehen, die mit irgend einer geselligen Gabe, sei sie auch noch so klein, und bestehe sie auch nur darin, eine Anekdote gut zu erzählen, oder eine Ballade mit noch ziemlich fri-

scher Stimme zu singen, sich ihr Couvert beim Mittagstisch oder ihren Fauteuil in der Kaminecke am Abend erkaufen, so gab es in Rom, als es noch nicht die verderbte Stadt der Cäsaren war, eine Menge harmloser Besucher, die sich bald zu diesem, bald zu jenem geachteten Dienst einer Familie anboten. Sie gingen mit den Töchtern in den Tempel, mit dem Sohne auf die Jagd, mit der Mutter in's Schauspiel, mit dem Vater in den Senat, und immer waren sie dienstbeflissen, und immer wurden diese Dienste nicht anders bezahlt, als durch das Wohlwollen und die Freundschaftsbezeugungen der also bedienten Familie. So blieb es aber nicht. Was Anfangs freie Gabe der Gesinnung gewesen, wurde später bezahlt, und nun entstand der verächtliche Parasit, der bezahlte Hausfreund, nun legten sich eine Menge brodloser und arbeitsscheuer heruntergekommener früherer Wüstlinge auf die Erlernung leichter und frivoler Künste, die, während ihre Kostgeber schwelgten, im Stande waren, ihnen eine flüchtige Unterhaltung zu gewähren. Als unter der Regierung Augustus' der Hof den Wissenschaften schmeichelte, als die griechische Philosophie und die Künste attischer Musen eine Sache der Mode

wurden, legten sich diese unglücklichen Geschöpfe darauf, Verse zu machen und über philosophische Thesen zu disputiren; sie erhielten Goldstücke und Fußtritte, je nachdem es ihnen gelang, eine gute oder eine schlimme Verdauungsstunde ihrer Peiniger und Ernährer auszufinden. War ein Parasit alt und häßlich, war er verwachsen und krüppelhaft, so lernte er tanzen, um durch verunglückte und widrige Stellungen das Gelächter und den Spott seiner Gönner zu erstreben. Liebte der Herr Unterwürfigkeit, so kroch der Parasit auf Händen und Füßen, bellte wie ein Hund, und ließ sich wie ein solcher treten; war der Gebieter kampflustig, so stürzte sich sein Parasit auf jeden vorübergehenden Sklaven auf der Straße und fing mit ihm Händel an, ließ sich angreifen und besiegen, und wälzte sich heulend im Schmutz der Gosse; bei einem kunstliebenden Herrn tanzte und sang der Parasit und nahm Stellungen an. Junge, ausschweifende Männer fanden an ihren Parasiten Helfershelfer und Gelegenheitsmacher zu jeder verruchten und wilde Lüste befriedigenden Schändlichkeit. Hier zeigten sich diese, sonst nur lächerlichen und verächtlichen Geschöpfe wahrhaft als eine Pest der Gesellschaft, als der erste und gefährlichste Feind jugendlicher Unerfahrenheit.

Livia Metella hatte sich mit lauter gebildeten und kunstgeübten Parasiten umgeben, es waren darunter sogar wirkliche Talente, und — eine Regel des Hauses — sie durften nicht schlecht behandelt werden. Sie begleiteten ihre Herrin, wo es irgend thunlich war. Auch jetzt, da Livia Metella ihre Toilette beendet hatte, trat sie unter Geleitschaft ihrer Parasiten den üblichen Gang in die Tempel der Götter an, um sich von diesen zu beurlauben. Man mußte dies in Rom; es war eine allgemein eingeführte Sitte; man nahm nicht von seinen Bekannten Abschied, man nahm von den Göttern Abschied, und fand, wie zufällig, bald in diesem, bald in jenem Tempel seine Angehörigen und Freunde. Livia Metella führte ihr Weg zuerst in den Tempel der Venus. Als sie in die Vorhalle trat, stimmte ihr Gefolge den Gesang an, der die Göttin benachrichtigte, wer da kam, um sich zu ihren Füßen zu stürzen. Sieh', o Göttin! hieß es in dem Gesange — sieh' eine junge Wittwe vor Deinen Blicken erscheinen, die Deinen Schutz mit Schüchternheit und Demuth anfleht. O blicke auf sie, wie lieblich sie dasteht, die mit Myrthen und Rosen Bekränzte! Kann man etwas Schöneres erblicken, als die stolze und

doch rücksichtvolle Haltung dieser Herrscherin? Ihr Auge sucht den gnadenvollen Strahl des Deinigen, allein es fürchtet ihn nicht. Keine Buhlerin steht vor Dir, Göttin, keine Leichtfertige, die mit Deinen Kronen gespielt und den Glanz der Edelsteine Deines Gürtels getrübt hat; nein, eine edle Schönheit begrüßt Dich, die bescheiden Deine Freuden genossen, die keusch Deine Ehre gewahrt, und die deshalb ohne gesenktes Haupt vor Dir erscheinen darf. Wenige Frauen der Erde können es; diese kann es. O wie süß ist der Ruhm einer Sterblichen, welche die Götter nie beleidigte, die mit Maß ihre Gaben genoß, mit Ehrfurcht und Demuth ihnen lohnte! Nichts Lieblicheres kann gefunden werden, als eine Frau, die bescheiden wandelt vor Eurem Antlitz, ihr Götter. Wir bitten Dich, Aphrodite, Meergeborne! beschütze die Wittwe! häufe Segen auf ihr blühendes Haupt! — Während dieses Gesanges stand Die, auf welche die lobpreisenden Strophen sich bezogen, in einer graziösen Haltung vor einem der goldenen Altäre, und blickte schamhaft zur Erde. Der Kreis ihrer Freunde war rings hinter den Säulen der Rotunde versammelt, und als die Andacht geendet war, kamen alle herbei, um ihre Glückwünsche für die Reise

darzubringen. Die Wittwe theilte Geschenke aus, und begab sich nun in den Tempel der Vesta, von da in den der phrygischen Juno, wo es heute ein Gedränge vornehmer Matronen gab, die alle kamen, um für die Kaiserin zu bitten, die einen leichten Anfall von Migräne die Nacht vorher erlitten. Die Fürstin, als sie den Tempel so gefüllt sah, und die Ursache des Andranges vernahm, legte ihren Parasiten Stillschweigen auf, und der Lobgesang unterblieb; dagegen wurde er desto lebhafter und länger angestimmt im Tempel der Minerva, der, wie gewöhnlich, leer war; denn die Göttin war seit einiger Zeit in Ungnade beim Publikum, seitdem der Senat erklärt hatte, daß eine wichtige diplomatische Mission lediglich deshalb verunglückt war, weil Minerva, im Krieg mit ihrem Bruder Aeskulap, für die Angelegenheiten Roms gar kein Interesse mehr zeigte. Man ließ diese Zerstreutheit und Rücksichtlosigkeit der Göttin empfinden, indem man ihre Tempel leer ließ.

Ganz ermüdet von ihren Götterbesuchen heimgekehrt, lagerte sich Livia Metella auf ihr Ruhebett, und ließ ihre Philosophen kommen, denen sie Instructionen gab über die bevorstehende Reise; dann ließ sie ihre Töchter vor sich erscheinen: und Junia und Aritia kamen, zwei zarte, noch sehr

jugendliche Gestalten mit freundlichen, lächelnden, blühenden Gesichtern. Wo ist Claudia? fragte die Mutter. Bei der Prinzessin, war die Antwort. Und die Mutter schüttelte unwillig das Haupt.

3.

Claudia, die älteste von Livia Metella's Töchtern, war mit der Tochter des Augustus, mit jener stolzen und leidenschaftlichen Julia, eng befreundet. Beide nannte man die größten Schönheiten Roms: sie waren es, doch jede in einer von der andern völlig verschiedenen Weise. Julia, deren Ausschweifungen der Griffel der Muse der Geschichte widerstrebend der Nachwelt aufbewahrt hat, war eine jener prächtigen Schönheiten, welche die Phantasie des Dichters entzünden, aber sein Herz kalt lassen. Gemacht, um zu blenden, verführte sie — aber nicht zur Liebe, sondern zum Taumel. Ihr Stolz war schrankenlos und ihre Wünsche kannten keine Zügel. Der Liebling ihres Vaters, des mächtigen Beherrschers einer Welt, war sie gewohnt, diese Welt zu ihren Füßen zu sehen. Sie ließ sich manches Mal herab zu schmei-

cheln, allein diese Lockung war der Kunstgriff einer Tigerkatze, voller Tücke nur und Hohn — und so besiegte es schonungslos das erkorene Opfer. In dem Zeitpunkte, in welchem unsere Erzählung sie uns vorführt, war diese stolze und leichtfertige Schönheit noch nicht gesunken, ihr Name war noch nicht durch jene spottenden Beinamen geschändet, die der Pöbel Roms ihr später anheftete, sie befand sich noch auf der Gipfelspitze des Glanzes ihrer hohen Geburt, so wie ihres unvergleichlichen Reizes. Die Jugend der Kaiserstadt huldigte ihr, die triumphirenden Sieger hielten vor ihrem Palaste still, um die Fahnen und Kränze vor ihr zu senken, und bei dieser Gelegenheit den lüsternen Augen der schönsten Römerin die Blüthe des jungen Adels von Rom, die kriegerischen Gestalten der Lager, die prächtigen Heroen der Soldateska vorzuführen. Anders zeigte sich die Schönheit Claudia's. Nie erschien auf ihren Lippen die gleißnerische Freundlichkeit, durch die Julia's Stolz sich eine vorübergehende Schminke auflegte, nie umspielte ihre Augen der feuchte, buhlerische Glanz des üppigen Lächelns, durch das die Prinzessin lockte, sie war jünger als ihre Genossin, sie zählte kaum zwanzig Jahre, sie hatte nicht Julia's Fülle und blendenden Reiz, allein

ihre Blüthe zeigte sich jungfräulicher und frischer. Es lag eine gewisse herbe Verschlossenheit über dem Wesen dieser gebieterischen Form, und auf den erblühenden Reizen lag der mysteriöse Schleier einer Erhabenheit und einer Geisteskühnheit, der dem frivolen Spiele der Prinzessin gänzlich abging. Aber dieser Ernst täuschte — Claudia war eben so wie Julia bekannt als fessellos den Launen des Augenblicks lebend; man erzählte sich im Geheimen eben so viele anstößige Abenteuer von ihr, wie von der fürstlichen Freundin, und die Namen Claudia und Julia wurden stets zusammengenannt, wenn im Kreise der Gelage in den Palästen vornehmer junger Römer, oder im Lager die abenteuernden Launen der Damen des Hofes und seiner Umgebung den Gegenstand der zügellosen Scherze abgaben. Die ehrbaren Matronen Roms fanden bereits für gut, ihren Töchtern zu verbieten, sich im Gefolge der Prinzessin und der Tochter Livia Metella's blicken zu lassen, dagegen suchten die Frauen der Mode den Umgang der beiden vornehmen Leichtfertigen auf, und man konnte, wenn die Prinzessin entweder im Gefolge ihres Vaters erschien, oder ihren öffentlichen Umzug durch die Tempel unternahm, den Kranz der größten Schönheiten der Kaiserstadt in ihrem Gefolge

erblicken. Später, als die kecken Launen der Tochter des Augustus keine Gränzen mehr kannten, als sie jede Sitte von sich warf, und jedes Gebet verlachte, änderte sich freilich dies, und Julia, wenn sie einen ihrer mitternächtlichen Gänge antrat, irrte allein durch die Straßen, nur von ihrem Lieblingssklaven begleitet, einem Aethiopier, der sie nie verließ, und sie oft mit seinem starken Arme schützte. Dieser stete Begleiter seiner Gebieterin stand auch jetzt hinter ihrem Sessel, als sie, auf der vorspringenden Halle des Säulenportikus gelagert, dem Festzuge des Triumphators zusah, der sich aus den engen Straßen des Soldatenquartiers hervorbewegte, um über den Platz der Dioskuren das ganze bunte Gedränge seiner Adler, Fahnen, Rosse und Wagen zu entfalten. Julia lag in den Polstern ihres Sessels und neben ihr, auf die Lehne dieses Stuhles gestützt, erhob sich die schlanke Gestalt Claudia's, welche, die Hand unter das Kinn gestützt, mit einem aufmerksamen, etwas düstern Blicke die Soldatengruppen sich auf dem Platze zu ihren Füßen entwirren sah. Hamilkar, der Aethiopier, stand, wie eine Bildsäule des Apoll aus dunkelfarbiger Bronce gegossen, unbeweglich im Hintergrunde an eine Säule gelehnt. Die Gruppe der Frauen war entzückend

schön, und manches Jünglingsauge hing mit verzehrendem Glanz an dem Bilde, das sich in der Einfassung der zwei kolossalen Säulen des Eingangs, auf das Vortheilhafteste durch einen Strahl des einfallenden Lichtes beleuchtet, in großem Reize kundgab. Julia hatte ihre schmeichelnde Miene, ihr entzückendes Lächeln angenommen: diese schöne Schlange glänzte in dem reichsten Zauber ihrer Farben; Claudia ließ das dunkle, mysteriöse Feuer ihrer nächtlichen Augen über die Menge hinschimmern: sie sah einer jungen Muse gleich, die über die Strophen eines Heldengesanges nachsinnt, und in ihrer großen, sinnenden Stirn mächtige Entwürfe birgt, die geeignet sein sollten, ihre Lieblinge unter den Sterblichen mit ewigem Ruhme zu krönen. So stellte sich das Paar dem Auge der Menge dar, die unverwandt auf den Säulenvorplatz blickte. Während der nicht endende Zug der militairischen Bevölkerung Roms sich vorüber bewegte, verharrte Claudia in ihrer unbeweglichen Stellung, während die Prinzessin nicht müde wurde zu grüßen, Beifall zu nicken, zu lächeln, und ihre glänzenden Blicke bald auf diesen Prinzen von Geblüt, der in die prächtige Rüstung seiner Heeresabtheilung geschnürt war, bald auf jenen greisen Helden zu richten, der, die

goldene Binde durch seine schneeweißen Locken gewunden, hiermit anzeigte, daß er bereits die Ehre eines Triumphators genossen. Als endlich die Millionen funkelnder Blitze der Waffen, der eiserne Tritt und das Geräusch der zusammenstoßenden Schilde sich in die Tiefe der nächsten Straße verloren, und die Tochter August's sich erschöpft in die Polster ihres Sessels zurückgeworfen hatte, tauchte aus einer Nebengasse ein kleiner Trupp Männer hervor, die von ihrem Führer rasch vorwärts getrieben wurden, der, mit scheuem Blick die Prinzessin auf der Höhe der Treppenstufen gewahrend, und wohl wissend, daß es nicht erlaubt war, vor dem Glanze der Majestät so niedrig gestellte, dem öffentlichen Schauspiele bestimmte Männer nahe zu bringen, sich mit seinen Untergebenen hinter dem Vorsprung eines Palastes verbergen wollte, als ein zufälliger Umstand ihn zwang hervorzutreten. Eine Armspange löste sich von dem Handgelenke Julia's und rollte, die Marmorstufen hinabspringend, auf das Pflaster der Straße. Einer der Männer eilte herbei, hob das Kleinod auf, und überreichte es knieend der Sklavin, die hinabgeeilt war. Das Verbrechen war maßlos: ein Gladiator, ein verachteter, zu einem blutigen Tode bestimmter Sklave hatte es gewagt, in die Nähe

der kaiserlichen Prinzessin zu treten, einen Schmuck zu berühren, den sie getragen. Außer sich vor Zorn und Wuth, eilte der Aufseher herbei, und in seinem Eifer sich selbst nicht kennend, hob er den Fuß, um durch einen kräftigen Tritt den Wahnsinnigen zu Boden zu schleudern. Eine augenblickliche Stille entstand auf dem weitläufigen Platze: Alles wich zurück und umstand in einem weiten Halbkreise die Gruppe. Der Sklave, noch immer knieend auf dem Boden, sah mit einer stolzen Wendung des Kopfes über die Schulter seinen Peiniger an, und schien ruhig den entehrenden Stoß abwarten zu wollen. Die Majestät des Unglücks, der Trotz eines Helden lag in diesem Blicke. Die Prinzessin winkte, der gehobene Fuß des Aufsehers sank augenblicklich zu Boden, und der Mann selbst warf sich in seiner ganzen Länge auf das Steinpflaster, sein Antlitz in den Staub der Straße bergend.

Wer sind diese Männer? tönte durch die tiefe Stille die sonore Stimme der Prinzessin.

Herrin! öffentliche Kämpfer; entgegnete der Führer sich aufrichtend. Ich führe sie in den Tempel des Herkules, wo sie nach den Vorschriften des Gesetzes sich salben und zum Kampfe am Abend bereit machen sollen.

Kein Wort erfolgte hierauf. Das Auge Julia's lag in einem minutenlangen Blicke auf der Gestalt des jungen Gladiators, der hoch aufgerichtet stand, während der Führer kniete. Endlich winkte sie und der kleine Zug stürzte sich, gleichsam als wäre er dem Rachen des Löwen entsprungen, in die Straße, welche zum Tempel des Herkules führte.

Ein aufziehendes Wetter füllte die Luft mit Finsterniß. Vor dem schwarzen Hintergrunde hoben sich grell die Dächer der nahen Paläste, und die Statuen erhielten ein eigenthümliches Leben, indem sie wie weiße Gespenster auf den Säulen und Vorsprüngen dastanden. Bei dem Rollen des Donners und dem Leuchten der Blitze sah man plötzlich die ganze Bevölkerung des Platzes und der nahen Straßen auseinanderstieben. Scheu, als käme ein Gott heran, drückte sich die Menge, welche nicht entfliehen konnte, an die Häuser. Die weite Straße wurde leer, und man sah jetzt von der Höhe derselben eine einzelne Gestalt langsam herabschreiten. Es war ein Mann, in seine dunkle Toga gehüllt, die ihn bis auf die Fersen umschloß und die er um Kinn und Wange des tiefgesenkten Hauptes geschlungen hatte. Einsam kam der Mann immer näher. Kein Laut, nur das

Rollen der Donnerschläge begleitete seinen Gang. Er sah nicht auf, er erblickte nicht die scheuen Gruppen um sich, er schritt, in tiefe Gedanken versenkt, unaufhaltsam weiter. Dieser Mann war Augustus. Der Kaiser kam aus einer geheimen Sitzung des Senats, und ganz Rom wußte, daß wenn der Gebieter der Welt ohne Gefolge und in dieser düstern Umhüllung einherschritt, er nicht gekannt und nicht begrüßt sein wollte. Julia allein machte von diesem Gesetze, dessen Nichtbeachtung den augenblicklichen Tod zur Folge hatte, eine Ausnahme. Als sie ihren Vater erblickte, stieg sie die Stufen herab, langsam, zögernd, und ließ sich leise auf ein Knie nieder, als der Kaiser vorüberschritt. Er erhob das Haupt und ohne ein Wort oder ein Lächeln nahm er die Tochter bei der Hand, führte sie einige Schritte weiter und wies dann auf den geöffneten Eingang des Tempels der Vesta, der hier sich in einer Gruppe von Cypressen wie ein kaltes, düsteres Grabgewölbe erhob. Julia verstand den Befehl, und sich tief vor dem Vater verbeugend, verschwand sie, ohne ein Wort zu erwidern, in dem Eingange des Heiligthums. Noch einmal blickte sich der Kaiser um, sein Auge traf die Begleiterin seiner Tochter, auch diese erhielt einen Wink, jedoch mit

einem gnädigen Lächeln begleitet, der Gebieterin zu folgen. Jetzt setzte der Kaiser seinen Weg fort.

In der engen Halle zusammengedrängt, umgeben von den knieenden Gestalten der Vestalinnen, hielt Julia nur so lange in diesem Asyle aus, bis das Wetter sich ausgetobt und wieder einem klaren Himmel Platz gemacht hatte, dann verließ sie den Tempel und traf am Eingange desselben ihren treuen Aethiopier. Führe Hecuba herbei, herrschte sie mißlaunig dem schönen Sclaven zu, und befehle ihr zwei meiner dunkeln Schleier und zwei Masken mitzubringen. Eile, halte Dich nirgends auf, Du findest mich im Hause meiner Amme hier in der Nähe! — Hamilkar beugte sich mit gekreuzten Armen auf der Brust und war so schnell enteilt, daß der nächste Augenblick ihn nicht mehr auf dem weithin gedehnten Platze sah. Die Prinzessin und ihre Begleiterin begaben sich in das Haus, welches, hinter dem kleinen düstern Tempel der Vesta gelegen, eine egyptische Sphinx zur Zierde seiner Eingangsstufen zeigte. Die Bewohnerin des Hauses, eine ehrwürdige Matrone, kam ihren Gästen entgegen, und indem sie das Gewand der Fürstin ehrfurchtsvoll an ihre Lippen zog, rief sie: Juno, die Königin des Himmels beschütze Deinen Eingang, Fürstin! Segen über

Dich und über die, welche Du mit Dir führest. „Oeffne Niemandem, und wird gefragt, wo ich sei, so bin ich im Tempel der Vesta,“ sagte die Prinzessin. — Es geschehe, wie Du sagst! entgegnete die Alte und öffnete eine Reihe von Gemächern, die mit kostbaren Teppichen bekleidet waren, und wo Salben, Waschwasser und Spiegel anzeigten, daß sie öfters zu dem Zwecke einer Toilette und eines zeitweiligen Aufenthaltes benutzt wurden. Befiehlst Du, daß man Dir Hülfe leiste? fragte die Matrone. Nein, tönte die Erwiderung, nur wenn Hamilkar und Hecuba kommen, so laß sie ein. Die beiden Genannten erschienen und die Umkleidung der beiden Frauen nahm ihren Anfang. Keine Zofe hatte so geschickte Finger als der junge Aethiopier, und keine verstand es, die leisesten Blicke und Winke so rasch zur That umzusetzen, als dieser zuverlässige und geschickte Sklave. Als die Tochter des Kaisers wieder aus der Kammer hervortrat, war sie in eine Gestalt verwandelt, welche vom Kopf bis zu den Füßen in eine dichte dunkle Hülle gewickelt war und deren Antlitz eine dicht anliegende Maske deckte. Claudia's Schleier, Gürtel und purpurnes Untergewand hatten einen kurzen Rock aus phönizischem

Stoffe, wie ihn die reichen Bürgertöchter trugen; dazu wallte ein kleiner dunkelfarbiger Schleier über ihrem Haupte, das Haar war tief in die Stirn gekämmt und verdeckte halb die großen dunkeln tiefliegenden Augen der edlen vornehmen Römerin. So gingen Beide, von Hamilkar gefolgt, der in einiger Entfernung zurückblieb, durch ein Gewirr' kleiner Gassen, bis sie fast am Ausgange der Stadt den uralten Tempel des Herkules erreichten. In der Nähe desselben befand sich der unermeßlich große Circus, wo die Gladiatoren-Kämpfe stattfanden. Ein bedeckter Gang unmittelbar aus dem Innern des Tempels führte in den Circus, und diesen durchschritten die zum Schauspiel ausgerüsteten Kämpfer, um ungesehen von der Menge zum Orte ihrer Bestimmung zu gelangen. Durch diesen geschlossenen Säulengang wurden auch die Leichen der zum Tode Getroffenen hinweggetragen, es flößte daher sein Anblick dem Volke Schrecken und Bedauern ein, man nannte ihn die Todtenstraße. Das Innere des alten Tempels, der noch aus den Zeiten des Numa Pompilius stammte, bildete eine ungeheure Rotunde, die von oben ihr Licht empfing und mit einem Kranze von kolossalen ionischen

Doppelsäulen umschlossen war. Innerhalb dieses Raumes befanden sich die Bäder, die Aus- und Ankleidezimmer und die Ruhebetten der Gladiatoren. Mitten in der Rotunde erhob sich die Bildsäule des Herkules, wie er die lernäische Schlange tödtet, ein Meisterwerk des Phidias, das noch aus den Zeiten stammte, wo der Dienst dieses Halbgottes einer der gefeiertsten in Rom war. Der Tempel hatte mannigfaltige Schicksale erlebt; dies bezeugten schon seine alten grauen, hier und da durch Risse und Lücken entstellten Mauern. Unter der stürmischen Volksregierung des jüngern Manlius Fabianus diente dieses Asyl einer Anzahl patrizischer Familien zum Versteck, und als diese Unglücklichen von ihren Verfolgern entdeckt wurden, starben sie fast alle eines grauenvollen Todes. Ein Arm der Tiber füllte die unteren Gewölbe und Gänge des Tempels mit einem schlammigen finstern Wasser, in dieses hinein, vermittelst eines versteckten Fallgitters, stürzte man die unglücklichen Opfer, die oft schon durch die Höhe des Sturzes, ehe sie das stinkende und faulende Wasserbett erreichten, ihr Leben verloren. In jenen Tagen, wo der alte Tempel Tausende von solchen Jammervollen sah, waren die unterirdischen Kanäle in einem solchen Grade

durch Anhäufung der Leichen verstopft, daß sich über den ganzen Stadttheil eine pesthaltige Atmosphäre verbreitete, welche die Beamten der Gesundheitspflege zwang, den Tempel von Grund aus zu untersuchen und zu reinigen. Die Arbeit war in der That einer von denen zu vergleichen, die der erhabene Patron dieser Stätte, als er noch unter den Lebenden wandelte, selbst vollführt hatte, indem er den Stall des Königs Augias säuberte. Seit dieser Instandsetzung des Heiligthums gelangte dasselbe halb und halb wieder zu seinem alten Ansehen; es ging jedoch immer noch das Gerücht, als geschähen innerhalb der Rundmauern dieser finstern und alterthümlichen Behausung Gräuel und geheime Morde, die das Licht des Tages zu scheuen hatten, und denen vergebens die Sicherheitsbehörden nachspürten. Einen Theil des schlimmen Ansehens, in welchem der Tempel, trotz aller Versuche ihn davon zu reinigen, stand, verschuldeten die vornehmen und leichtfertigen Frauen Roms, die den Schauplatz ihrer Liebschaften unter dem Volke hierher verlegten, und die sich kein Gewissen daraus machten, wenn ihnen ihre Favoriten lästig oder gefährlich wurden, sich ihrer auf dem geheimen Wege, den

wir eben geschildert haben, zu entledigen. Es mochte am Ende an diesem Gerüchte, wenn man dasselbe genau zu untersuchen hätte im Stande sein können, wenig Wahres sein, allein der Volksglaube nahm es nun einmal als feststehende Thatsache an, und der Senat machte einen Befehl bekannt, vermittelst welches es jedem Weibe, weß Standes sie auch sein mochte, untersagt war, den Umkreis der Mauern des Tempels zu betreten. Nichts desto weniger war er zu gewissen Stunden des Tages mit Frauen überfüllt. Die oberen Räume zwischen den Säulen wurden durch einen Kranz vergitterter Logen gebildet und jede dieser kleinen, oft mit dem größten Luxus ausgestatteten Gemächer wurden von den Priestern des Heiligthums für einen übermäßig hohen Preis an Frauen vermiethet, die von einem Diener, oder einer Vertrauten gefolgt, in der Regel maskirt, sich zu der Zeit einfanden, da die Gladiatoren ihre Vorbereitungen zu den Kampfspielen trafen. Wir werden gleich sehen, welch' einen Vortheil die geheimnißvollen Besucherinnen aus ihren Besuchen zogen.

Kaum hatten Julia und Claudia die Stufen des nach dem Flusse zu gelegenen Eingangs des Tempels betreten, als der hier aufgestellte

Mohr erschien, ihnen den Befehl des Senats, der ihnen den Eingang weigerte, zuzurufen. Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, wurde er bei Seite gestoßen, und die Frauen, an ihm vorübergehend, betraten eine Art Flur, der mit Vorhängen nach vier Seiten hin geschlossen war. Der Sklave zog an einer Schnur und es erklang ein heller Ton, ähnlich dem Zusammenschlagen von Metallbecken. Der mittelste Vorhang öffnete sich und der Priester erschien, nicht in seinem Ornate, sondern in einem langen faltigen Hausrocke. Er wußte, wen er vor sich hatte, und nahte sich mit einem demüthigen Gruße seinen Gästen, die ihm mit einem stolzen Kopfneigen dankten und ihm den Wink gaben, voranzuschreiten. Eine versteckte Treppe führte zur Höhe der Kuppel hinauf, und hier in einem geräumigen Gange waren die Thüren vertheilt, die zu den einzelnen Cabinetten führten. Die Ankommenden wählten das nächste und fanden es zu ihrem Empfange zubereitet. Ein Ruhebett, mit weichen Decken von Purpurfarbe bekleidet, war dicht an die vergitterte halbrunde Oeffnung geschoben, die den Blick in den untern Raum der Rotunde frei ließ. Auf dieses warf sich Julia und nöthigte ihre Vertraute, zu ihren

Füßen Platz zu nehmen. Hamilkar mußte als Wache an der Thür bleiben. Der schnell forschende Blick der Prinzessin durchlief die Menge der nackten Jünglingsgestalten, bis sie den fand, den sie suchte.

4.

Die Gladiatoren waren in großer Anzahl versammelt; es galt, ein besonders prachtvolles Kampfspiel an diesem Abend dem Publikum vorzuführen, und Augustus hegte die Absicht, seine Römer zu beschäftigen, um ihre Blicke von dem abzulenken, worüber sein ehrgeiziger Geist brütete und das die nächste Zukunft enthalten sollte. Die beiden Frauen, die sich's bequem gemacht, ihre Masken und die dunklen Tuniken abgeworfen hatten, richteten, nachdem sie nur ganz flüchtig die Logen um sie her und deren Inhalt gemustert hatten, ihre Blicke nach unten. Das große Wasserbassin, das die Bildsäule umgab, war mit jungen Männern gefüllt, die bis zur Hüfte darin standen; andere waren dem Bade bereits entstiegen und salbten sich selbst oder wurden von aufwartenden Sklaven gesalbt; noch andere hatten ihre Zurü=

stungen schon vollendet und lagen auf den Polstern zwischen den Säulen in den verschiedensten Stellungen hingestreckt, scherzend, plaudernd und mit den noch im Wasser befindlichen muthwillige Späße treibend. Der Unterpriester und der Gladiatoren-Aufseher gingen herum und geboten Stille und Ordnung, wo der Lärm zu arg wurde. Im Ganzen ließ man diese junge wilde Schaar gewähren; sie durften nicht abgespannt, gedemüthigt oder in übler Laune auf der Bühne erscheinen; der Römer liebte es, seine jungen Kämpfer, die er theuer bezahlte, spielend in den Tod gehen zu sehen. Mancher dieser jungen Antinousse und Adonisse warf einen verstohlenen Blick nach oben; denn er wußte, daß seine Sultanin gegenwärtig war und mit ihren Blicken jeder seiner Bewegungen folgte. Deshalb waren diese Stellungen nicht frei von einer gewissen Koketterie, die darin bestand, keinen der eigenthümlichen Reize zu verhüllen, deren Anblick der hohen Gönnerin Vergnügen machen konnte. Andere waren unbefangen, denn sie hatten keine beschützende und sie mit Gold überschüttende Patronin, und die Schönheit ihrer jugendlichen Formen war deshalb durch kein berechnetes Spiel gehoben, aber vielleicht gerade deshalb desto anziehender. Viele dieser jungen

Kämpfer hatten bereits ihre Wanderung durch die Gemächer der vornehmsten Frauen Roms gemacht, und besaßen daher den Stolz, den das Bewußtsein ihnen gab, vollendet schöne Körper zu besitzen. Es war Sitte bei den ausschweifenden Römerinnen, sich ihre geheimen Lieblinge hier zu suchen, seitdem die Casernen nicht mehr frische, und vor allen Dingen nicht mehr gesunde Waare lieferten; die Gladiatoren indeß befanden sich unter beständiger Aufsicht, und erkrankte Einer, oder verlor er die Kraft und Geschmeidigkeit seiner Glieder durch zu oft wiederholte Ausschweifungen, so hörte er auf, dieser Truppe anzugehören, zu denen nur die Blüthe der männlichen Kraft gewählt wurde. Aus allen Weltgegenden des unermeßlichen Reiches wurden schöne Jünglinge und junge Männer dem Priester Aetulius zugesendet, der aus diesen wieder die schönsten und kräftigsten wählte, um sie im Kampfspiele dem verwöhnten römischen Publikum vorzuführen. Dieser Priester Aetulius war eine Volksfigur; denn es ward Mode, nach diesem dicken, einäugigen und hinkenden Egyptier, der seit einer langen Reihe von Jahren den Tempel des Herkules als Sinecure für einst geleistete Dienste vom Staate erhalten hatte, jeden Speichellecker und gefälligen Diener

der Großen und ihrer Laster zu benennen. Zu einer Zeit, wo der Senat große Ankäufe in Alexandrien gemacht, hatte dieser Mann, der damals Intendant eines Unterpräfecten war, Gelegenheit gefunden, die seltensten und gesuchtesten Waaren zu einem billigen Preise nach Rom zu liefern. Diesem Talente getreu, lieferte er nun die schönsten und die ungeschwächtesten jungen Männer der verderbten vornehmen Frauenwelt der Hauptstadt. Später, als der Senat erfuhr, auf welche Weise jetzt der Egyptier seine einst so gerühmten Begabungen anwandte, brachte er im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit alle Mittel in Bewegung, ihm das Handwerk zu legen. Allein Aetulius stand zu fest; er hatte zu seinem Schutze die ganze vornehme Frauenbevölkerung Roms; denn es ward Mode, selbst unter den nicht leichtfertigen Damen, Aetulius zum Freunde zu haben. Er kam im Priestergewande, und mit sehr heiligen Mienen und Geberden, wo er deren zu bedürfen glaubte, und bettelte für seinen Tempel, nebenbei aber erzählte er tausend belustigende Geschichten, und konnte, wenn er es darauf anlegte, selbst die sittsamste und ernsthafteste Matrone zu einem Lächeln bringen. Sein eigentliches Geschäft war jedoch, den Kuppler abzugeben, und dazu diente ihm sein

Tempel vortrefflich. Die Geschichte eines Jünglings, der ihm in die Hände fiel, ist so ziemlich die Geschichte eines Freudenmädchens unserer Tage. Hatte der ehrwürdige Priester eine vollkommen gute Waare erhalten, das heißt war ein junger Sklave in seinen Besitz gelangt, dem im Bau des Körpers, in der Geschmeidigkeit der Glieder, in der blühenden Farbe der Jugend und Gesundheit kein Tadel anhaftete, so ging er daran, ihn in den Künsten zu unterrichten, die geeignet waren, alle diese Vorzüge in's rechte Licht zu setzen. Dazu gaben die Stellungen eines Kämpfers die beste Gelegenheit. Das Ausliegen mit der Waffe, das Umschlingen des Gegners, der Fall mit diesem oder auf diesen, ja selbst die leichte und die schwere Verwundung konnten mit einem Reize der Formen dargestellt werden, mit einem Wechsel der Stellungen, die dem Beschauer neben dem Mitgefühl zugleich den Kitzel wollüstigen Reizes mittheilten. Selbst schön zu sterben, lehrte Aetulius. Dies waren die Verdienste eines Gladiators auf öffentlicher Bühne; es gab aber in dem verderbten Rom eine Bühne für die Wirksamkeit und die Talente eines Gladiators, die nicht öffentlich war; dies war das verschlossene Gemach einer einzelnen oder die Abendtafel einer kleinen Gesellschaft von

Frauen, die ein und derselbe Geschmack an ausgelassenen Freuden zusammengeführt hatte. Um hier Ruhm und Gold einzuernten, brachte der Priester seinen jungen Eleven die ganze Fülle seiner geheimen Erfahrungen und Künste bei. Es ist der Feder nicht vergönnt, wiederzuerzählen, was die Schriften der Alten uns in dieser Beziehung hinterlassen haben; es genüge zu bemerken, daß Alles, auch das Geringste, was zur Erhöhung eines gewissen Genusses diente, hier mit der ausstudirtesten Genauigkeit den Jünglingen beigebracht wurde, um Wechsel und steten erneuerten Antrieb in die Schöpfungen der Ausgelassenheit zu bringen. Einen Gladiator zu seinem Liebhaber haben hieß auf die unterste Stufe eines schlechten Rufes hinabgestiegen sein, zugleich aber auch Alles errungen und genossen zu haben, was sich im Bereiche der zügellosesten Lüste nur irgend erreichen ließ. Die Sehnsucht und das Entsetzen für eine junge feurige Römerin war ein Gladiator, und die höchste Spitze des Genusses für die Debauchirte der Gedanke, Den vor einer Stunde noch in den Armen gehabt zu haben, den sie auf der Bühne unter dem mörderischen Stahle seines Gegners jetzt sein Leben aushauchen sah, mit demselben Hauche, den sie wenige Momente vorher noch mit

Gier aus den geöffneten Lippen dieses bildschönen Jünglings gesogen. Wollust und Grausamkeit vereinigten sich hier. Die Gladiatorenkämpfe waren daher für anständige Frauen längst kein Ort mehr, wo sie und ihre Angehörigen sich sehen ließen; aber wie klein war die Zahl dieser Anständigen in dem damaligen Rom, und oft waren diese nur geschickte Heuchlerinnen, die unter der Maske der Decenz einem wo möglich noch ärgeren Muthwillen fröhnten, als es die thaten, die zu lässig oder zu wenig geschickt waren, um die Prüden zu spielen.

Kaum hatte sich die Tochter August's auf die Polster niedergeworfen, kaum hatte sie lächelnd ihrer Vertrauten und steten Begleiterin die Namen dieser und jener bekannten Dame der vornehmen Kreise genannt, die sie hinter dem Gitter erkannt hatte, als Aetulius, mit seiner Priesterbinde geschmückt und in einem schmutzigen weißen, aber mit Gold und Purpur besetzten Mantel erschien, und mit tiefen Verbeugungen, zu denen er ein Gebet auf den Herkules murmelte, mit einer goldenen Opferschale sich der Fürstin näherte. Beide Frauen warfen eine kleine Münze hinein, die als Opfergabe galt (den eigentlichen Sold für seine Thätigkeit holte sich der gefällige Priester bei dem Schatzmeister der Prinzessin), und Julia, nachlässig

zurückgebogen, fragte den häßlichen Alten nach dem Namen des jungen Kämpfers, auf den sie mit ihrer Maske, die sie in der Hand hielt, zeigte.

Wen meinst Du, Tochter der Cäsaren? fragte der Egyptier, indem er sich, so viel es erlaubt war, der Prinzessin und dem Gitter näherte; etwa den, der hinter der sechsten Säule des Eingangs mit dem gezähmten Tiger spielt?

Derselbe.

Ich habe ihn erst seit kurzer Zeit. Er stammt aus unseren Provinzen jenseit der Alpen; sein Name ist Maximius Thola; so hab' ich ihn getauft, denn Du weißt, Herrin, die germanischen Namen lassen sich schwer aussprechen. Man sagte mir, daß es Mühe gekostet, ihn zum Gefangenen zu machen, und daß er sich wie ein Löwe gewehrt hat. Dem Löwen gleicht er auch durch sein goldgelbes gelocktes Haar und durch seine Stärke, der nicht leicht die eines andern meiner Kämpfer gleichkommt. Er tritt heute zum ersten Male auf die Bühne. Man sagt mir, er suche den Tod, um zu seinen Göttern und zu den Seinigen heimzukehren; indessen hat er eine Mutter hier, die ihm in die Gefangenschaft gefolgt ist. Befiehlst Du noch etwas mehr zu wissen, Herrin, oder gebietest Du, daß ich ihn Dir zuschicke?

Das Letztere thu', allein — Du weißt! Hierbei legte die Prinzessin den Finger auf den Mund.

O, Dein Knecht weiß Alles, was er zu wissen nöthig hat! entgegnete der Priester und bückte sich bis auf den Boden. Also heute — in das Haus der Amme? fragte er zögernd und fixirte scharf mit dem einen glotzenden Auge die Fürstin; diese nickte bejahend, wandte sich dann ab und machte ein Zeichen, daß er sich entferne.

Nachdem er fort war, ergaben sich die beiden Genossinnen mit der größten Ungezwungenheit dem Anblicke, der sich ihnen unten in der Rotunde bot. Sie betrachteten den schlanken, marmorgleichen Leib eines jungen Griechen, dessen dunkles Lockenhaar durch eine Binde zusammengehalten wurde, und dessen schönen Körper kein anderes Kleidungsstück zierte, als nur ein Paar goldene Sandalen, die den kleinen Fuß umschlossen und mit ihren Purpurbändern bis dicht unter die Wade reichten. Er wurde von beiden Kennerinnen als vollkommen schön bezeichnet; doch hatte sein Gesichtsausdruck etwas Kaltes, das durch die strenge Regelmäßigkeit der Züge hervorgebracht wurde. Belebter und einschmeichelnder zeigte sich das frische Lächeln und die anmuthige Heiterkeit eines, kaum erst zum Jünglinge gereiften Milesiers; ihm zur

Seite fielen der herkulische Bau, die breiten Schultern, der massenhafte Rücken und die stämmigen Hüften eines Afrikaners auf, dessen kurze, mit wolligem Haar umspannte Stirn, die tiefliegenden Augen und die aufgeworfenen Lippen den Gladiator zeigten, wie er sein soll. Alles an diesem jungen Herkules war Kraft, Spannung und Gelenkigkeit. Nicht minder fand das Urtheil des Kenners schöner und kräftiger Formen an dem weniger robusten, dafür aber desto biegsamern Körper des Karthaginensers zu loben, dem Nichts von den eigenthümlichen Reizen abging, die einem jugendlichen Faun zustehen. Doch die Aufmerksamkeit der beiden Frauen wurde immer wieder auf den Fremdling gerichtet, dessen Körperbildung Etwas von dem zeigte, was dem Apoll, zugleich aber auch dem jugendlichen Hermes von den Künstlern zugetheilt wird, und das sich unter den Bildwerken von Ruf am Besten wiedergegeben findet in der Statue des Antinous, des Lieblings Hadrian's. Es war eine bewunderswürdige Frische, und doch dabei eine marmorne Kälte und Glätte in diesen Formen, die ihre Linien so sanft und doch mit so eleganten und energischen Contouren ineinander gleiten ließen. Besonders war dies bei den Stellungen bemerkbar, die der Jüngling an-

nahm, indem er mit dem Tiger spielte, sich bald auf dessen Rücken schwang und mit den Armen ihn umhalste, bald, auf den Boden hingestreckt, die lange rothe Zunge des Thieres die Wölbung seiner schneeigen Brust befeuchten ließ. Er wußte nicht, der Unbefangene, daß zwei Augen sich auf ihn gerichtet hielten, deren Wink geeignet war, ihn von der tiefen Stufe, auf der er sich gegenwärtig befand, auf eine glänzende und machtgebende Höhe emporzuheben. In der That regte sich Etwas von diesem Entschlusse in dem Busen der stolzen Römerin, indem sie ihre Blicke weidete an dem keuschen und unberührten Reize dieses schönen Jünglings. Nicht minder fühlte Claudia das Gefühl der Hingebung in ihre sonst kalte und verschlossene Seele einziehen.

Die Stunde des Schauspiels erschien; die Gladiatoren ergriffen ihre Waffen, stellten sich zu einem kurzen Gebete an den Herkules im Halbkreise zusammen, und verließen dann paarweise den Tempel. Zu gleicher Zeit wurden die vergitterten Logen leer.

5.

Bevor die Kämpfer noch den Circus erreicht hatten, winkte Aetulius dem Unteraufseher Kypassus und zog ihn in eine Ecke des Säulenganges. Was willst Du, Gebieter? fragte der Aufseher. — Rufe mir den Maximius Thola zurück, entgegnete der Priester; er soll heute nicht an dem Kampfe Theil nehmen. — Nicht? fragte Jener; also befiehlst Du, daß man ihn in den Kerker bringt? — Weshalb? alter Schwarzkopf, weshalb in den Kerker? — Nun, Herr, Du erinnerst Dich doch des Vorfalls von heute, wo er die Armspange der Cäsarentochter aufzuheben wagte? Es steht der Tod darauf; aber ich bitte Dich, laß ihn leben! Unter uns gesagt, Du hättest das Auge sehen sollen der Fürstin, mit dem sie ihren Wink, ihn nicht zu mißhandeln, begleitete. Ein solches Auge ist unter Brüdern eine Tonne Goldes

werth. — Die ich mir zu eigen machen werde, murmelte, mit dem breiten Munde schmunzelnd, der Priester. Geh, wie ich Dir befohlen, und bringe mir den Jungen.

Kypassus entfernte sich eilig, und war an dem Eingange des Circus, bevor noch der Zug der Gladiatoren ihn erreicht hatte. Er stürzte sich, wie der Geier auf die Taube, auf den Jüngling, und ihm die Schlinge um den Hals werfend, riß er ihn, wie man einen Widder aus der Heerde reißt, aus dem Zuge heraus. Diese Art war die gewöhnliche, wenn ein Opfer, aus irgend welchem Grunde der Bestrafung anheimgefallen, zur geheimen Richtstätte gebracht wurde. Der Zug füllte die Lücke rasch wieder aus, ohne sich um den gewaltsam Entfernten weiter zu kümmern. Kypassus gelangte jedoch mit seinem Begleiter in die Seitenhalle des Tempels zurück, wo der Priester ihn erwartete.

Aetulius nahm den Jüngling bei Seite, der bleich wie der Tod, aber ohne zu zittern, vor ihm stand. Was glaubst Du, Thola, was Dir bevorsteht? fragte der Priester, indem er das eine Auge aufriß und mit dem Munde ein Geräusch hervorbrachte, das wie der dumpfe Ton einer Tuba klang. Ich errathe es nicht, erwiderte der

Gladiator; doch was es auch sei, ich bin darauf gefaßt. Ist's der Tod, so hättest Du besser gethan, mich von den Händen meiner Brüder fallen zu lassen. — Es ist nicht der Tod, entgegnete Aetulius, es ist im Gegentheil die höchste Gunst des Lebens. Herkules hat sich Dich ausersehen, um zu zeigen, was männliche Kraft und Schönheit vermögen. Doch keine Worte jetzt. Geh' hinein: Kypassus wird Dich schmücken, und tritt dann wieder vor mich hin; ich werde sehen, ob Alles so ist, wie es sein soll.

Die Arbeit des Kypassus war bald gethan. Ein einfaches Untergewand, darüber ein eben solcher Mantel mit dem Zeichen in den Ecken: eine Schlange, die sich um ein kurzes etruskisches Schwert windet, welches die öffentlichen Kämpfer als Aushängeschild ihres Standes tragen mußten, war bald dem nackten Körper umgeworfen; jetzt erschien der Sklave nochmals vor dem Priester, und dieser unterwarf ihn der geheimen Prüfung, die als doppelt nöthig bei einem solchen Neuling, wie der junge Germane war, befunden wurde. Er mußte dem Priester die Reinheit seines Athems beweisen, indem er ihn anhauchte; dann prüfte Jener auch die Beschaffenheit seiner Zungenspitze, die er zu glatt fand, und durch ein Extrakt von in Wasser abgekochten jungen Myrthenzweigen

rauher machte, indem dadurch die kleinen Wärzchen auf der Oberfläche der Zunge hervorgetrieben wurden. Alsdann überzeugte er sich, daß die Nägel, besonders der des Mittelfingers der rechten Hand, gehörig gekürzt und gerundet sich zeigten, und endlich wurden Oele besonders feiner Art um die Brustwarzen gerieben und in die Armhöhlen gebracht. Der Jüngling ließ Alles mit sich machen, indem er still und unbeweglich wie eine Bildsäule stand; alsdann folgte er dem Kypassus, der ihn bei bereits völlig eingetretener Nacht in das Haus der Amme brachte und vor deren Thür das verabredete Zeichen gab. Du Glücklicher, sagte er zu seinem jungen Begleiter, als die Thür sich öffnete, Du wirst einen Platz einnehmen, um den Roms Prinzen und Helden Dich beneiden. Ich bitte Dich, Freund Thola, wenn Du in Reichthum und Ansehen schwelgest, denke an den armen Kypassus, dem Juno ein zänkisches Weib und sechs unartige Buben geschenkt hat. Mit diesen Worten ließ er den Jüngling in den Gang eintreten, und verschloß denselben wieder hinter ihm. Auf der Höhe des Treppenabsatzes erschien die ehrwürdige Matrone, die wir schon kennen, nahm den Gast bei der Hand und führte ihn in ein Gemach, wo auf zwei gegenüberstehenden Ruhebetten zwei ver-

schleierte Frauen lagen, an einem kleinen Tische, der mit Früchten und Wein bedeckt war. Eine dieser Frauen erhob sich bei Thola's Eintritt, ging ihm entgegen, der schüchtern bei der Thür stehen blieb, und führte ihn zu einem Polsterstuhl, der zur Seite des einen Ruhebettes und so hingestellt war, daß Der, der auf diesem Sitze Platz nahm, in dem vollen Lichte der von der Decke herabhängenden Lampe sich befand, während eben diese Lampe die Gestalten der beiden Frauen in den Schatten stellte.

Thola, ehe er Platz nahm, warf sich auf's Knie vor der einen liegenden Dame, die mit einem goldenen Fächer in Form von Pfauenfedern von der künstlichsten Arbeit spielte, und rief: Die Götter mögen Dich beschützen, erhabene Fürstin! Der Segen des Himmels beglücke Dein erhabenes Haupt! — Sklave, woher kennst Du mich? fragte eine sanfte, aber doch dabei muntere Stimme. — Gebieterin, erinnere Dich, daß ich heute Morgen Deinen Zorn erregte, als ich eine Armspange aufhob, die Dir entfallen war. — So hast Du scharfe Augen, Sklave, daß Du durch den Schleier Diejenige wiedererkennst, die Du nur ein paar flüchtige Augenblicke sahest. — Wer hätte Dich nur flüchtig im Traume erblickt, erhabene Kaiser=

tochter, und wüßte Dich nicht unter Tausenden herauszufinden! — Gut! Ich habe auch nicht die Absicht, mich vor Dir zu verstecken! Hiermit warf Julia den Schleier ab, und zeigte Busen, Schulter und Arme entblößt. Sie reichte die Hand dem Jünglinge hin und sagte mit schmeichelnder Stimme: Sei willkommen. Erzähle, wie bist Du hierher nach Rom gekommen? — O, Herrin, das Geschick Deines Sklaven ist ein sehr trauriges. — Gleichwohl kannst Du es mir mittheilen. Oder bindet ein Gelübde Deine Zunge? — Es bindet kein Gelübde meine Zunge, Herrin. Du weißt, die siegreichen Heere Deines Vaters, als sie Gallien sich unterwürfig gemacht, drangen auch in jene, ihnen noch unbekannten Wälder, welche die gesegneten Fluren meines Vaterlandes einschließen. Ein blutiges Gefecht fand statt, in welchem mein Vater und drei meiner Brüder fielen und ich zum Gefangenen gemacht wurde. Der Gott meiner Ahnherren wollte das Opfer meines Todes nicht, obgleich ich ihn auf den Knieen um denselben bat. — Weshalb batest Du ihn um den Tod? sagte die Prinzessin. — Gebieterin, ich bin aus edlem Stamme, und leben in Fesseln ist stets für mich und die Meinen bitterer als der Tod gewesen. — Ich werde Deine

Fesseln brechen. — Willst Du das, Fürstin? Willst Du mich aber dann auch in meine vaterländischen Auen entlassen? — Du willst aus Rom fliehen? Thola, auch jetzt willst Du fliehen, da Du mich kennen gelernt hast? — Er schwieg. — Antworte, Sklave! — Auch jetzt, Fürstin: denn was soll ich Dir, was sollst Du mir! — Verblendeter, welche Sprache! — Vergieb! Ich weiß, daß Du großmüthig bist. Man hat mir gesagt, daß Du alle Tugenden Deines Vaters habest, und noch eine dazu: Du kannst verzeihen. — Du irrst, ich bin rachsüchtig, und da ich die Macht habe, so verfehlt meine Rache ihr Opfer nie. — Wohl, der Sklave muß hinnehmen, was über ihn verhängt ist. — Du hast einen stolzen Blick, und die aufgeworfene Oberlippe zeigt an, daß Du einst Befehle ertheilt hast. — So ist's: es gehorchten Sklaven, wo ich sprach. — Und jetzt selbst ein Sklave! — Du sagst es. Er seufzte tief und sein Blick senkte sich zur Erde, dann warf er mit einer kühnen Stellung des Hauptes die dunkelblonden Locken zurück, die seine Stirn beschatteten, und mit einem hellen Auge und einem freudigen Lächeln rief er: Aber nicht immer Sklave! — Wer wird Deine Ketten lösen? — Der Jüngling sah mit einem raschen Blicke zum Himmel und erwiderte mit

einem unnachahmlichen schönen Ausdrucke: Der, welcher sie mir angelegt hat! — Die beiden Frauen schwiegen: in Julia's Busen erhob sich Zorn und Unwille, in dem Claudia's ein früher noch nie empfundenes Etwas, das halb Bewunderung, halb Trauer, halb Mitleiden war. Sie hätte dem Unglückssohn, dessen Verderben sie vor sich sah, so gern zuflüstern mögen, er solle den aufsteigenden Grimm der Fürstin durch ein demüthiges und einschmeichelndes Wesen beschwören, allein sie wagte nicht, so schrecklich war Julia in ihrem Zorne, auch nur den leisesten Wink. Eine drohende Stille herrschte im Gemach, während die Tochter August's die Gluth ihrer finsteren Augen auf dem Jüngling ruhen ließ, der es wagte, ihrer Annäherung mit Kälte und absichtlichem Mißverstehen zu begegnen. Noch nie hatte sich ein Mann so ihr gegenüber gezeigt. Das Licht an der Decke gab jetzt einen schwächern Schein, und selbst dieser drohte völlig zu verlöschen. Der Mond, die dunkle Sommernacht durchscheinend, warf sein Licht durch die Bögen des geöffneten Fensters, und sein Strahl traf gerade das Haupt der Bildsäule der Aphrodite, die, hinter purpurnen Vorhängen halb versteckt, die Ecke des Gemaches einnahm. — Geh', Sklave, herrschte Julia, und bitte der Göttin Deine Ungeschicklich-

keit und Deine Einfalt ab! Verzeiht sie Dir, so will auch ich Dir verzeihen. — Thola stand emporgerichtet, er that keinen Schritt nach der Bildsäule zu. — Gehorche! kreischte jetzt Julia, oder Du bist des Todes! — So gieb mir den Tod, Tochter des Kaisers, sagte er, und warf sich vor ihr nieder. Sie stieß ihn mit der Spitze ihres Fußes fort, sprang vom Ruhebette auf, und nachdem sie noch einen langen, durchbohrenden Blick auf den Knieenden geworfen, klatschte sie in die Hände, und wie Geister aus dem Boden entstiegen, stand der Aethiopier mitten im Gemach. Ruhig ließ sich Thola die Fesseln anlegen und ohne ein Wort zu sagen, verließ er das Gemach. Unglücklicher! Du siehst zum letzten Male den Strahl des Mondes! rief Claudia und warf sich zu den Füßen der Prinzessin, die finster brütend, die Stirn mit einer flammenden Gluth bedeckt, wieder auf dem Ruhebette Platz genommen hatte.

6.

Aetulius stand mit dem Lächeln froher Erwartung auf den Tempelstufen und blickte die vom Mondlicht hell erleuchtete Straße hinauf, den Weg in's Auge fassend, welchen der junge Kämpfer kommen mußte, wenn er von dem Schauplatze seiner Siege heimkehrte. Es war weit über Mitternacht. Die nach und nach leer gewordene Straße zeigte nur die hier und da auftauchenden Gestalten der Wächter der öffentlichen Plätze, Soldaten, welche in die Casernen heimkehrten, und Gäste eines späten Gastmahls, die sich von ihren Sklaven führen ließen, da sie selbst unfähig waren, durch ein Uebermaß der Genüsse erschöpft, zu gehen. Diese Nachtschwärmer bewegten sich nur langsam über die Plätze und Straßen. Bei jeder noch so geringfügigen Veranlassung blieben sie stehen, und indem sie in den Armen ihrer Führer lagen,

machten sie Betrachtungen bald über dieses, bald über jenes Gebäude, belehrten ihre Umgebung über den Bau und die Bestimmung eines Tempels, und waren nur mit Mühe zu bewegen, weiter zu schreiten. Ein reicher Prasser, der sich von seinem Parasiten heimführen ließ, der blieb in Nähe des Tempels, auf dessen Stufen der Priester sich befand, stehen, und in den Mond hinaufschauend, fing er an ein gelehrtes Gesalbader über Bau und Beschaffenheit des Gestirns seinem schläfrigen und ungeduldigen Zuhörer mitzutheilen. Diese Scene belustigte Aetulius so sehr, daß er in ein lautes Lachen ausbrach und nicht bemerkte, daß Hamilkar mit dem Sklaven bereits dicht in seiner Nähe war. — Nun, mein Goldsöhnchen, rief er dem Letztern zu. Hast Du Deine Arbeit gut gemacht und bist Du zu einem zweiten Zusammentreffen bestellt worden? — Der Aethiopier flüsterte dem Priester ein paar Worte in's Ohr, worauf die Miene der Zufriedenheit und der Erwartung sich rasch in einen heftigen Zornausbruch verwandelte. Das eine Auge des kleinen, dicken, ungestalteten Mannes füllte sich, indem es weit aufgesperrt auf dem Gegenstand der Erbitterung und Wuth haftete, mit einem düstern Feuer, die breite Unterlippe bebte, und beide geballte Fäuste erhoben,

knirschte er in fast athemloser Wuth: Hund! räudiger Hund! Was muß ich hören! Mit Schimpf fortgejagt! Alle Hoffnung dahin! Ich betrogen! Der Ungnade verfallen! Nun, Du sollst es büßen, Hund! Bestie! Und die Tropfen der kostbaren milesischen Salbe umsonst an Deinem von Göttern und Menschen verfluchten Leibe verschwendet! Doch Du sollst es büßen! Ich lasse Dich zu Tode peitschen, doch nein, die unterirdische Göttin unseres Tempels, die bleiche, unsaubere, kalte Latomia hat lange kein Opfer gehabt, in ihren Armen, Du Elender, Du Auswurf der Sterblichen, sollst Du in der nächsten Stunde schlummern, der Du es verschmäht hast, in den Armen einer Gottheit zu liegen. O Wahnsinniger! mit welchen Worten bezeichne ich stark genug Dein Verbrechen! Und zu dem Aethiopier sich wendend, setzte er seiner Rede, demüthig sich verbeugend, hinzu: Melde Deiner Gebieterin, daß der Elende hier die nahe Morgenstunde nicht mehr erleben wird, und daß, so lange zu Tode gemartert, es keinen todteren Mann geben wird, als diesen da. — Der Aethiopier entfernte sich und Aetulius verschwand mit dem Sklaven, den er mit Fußtritten vor sich her jagte in das Innere des Tempels. Hier wurde Thola an Armen und Füßen gefesselt,

und nachdem sich der Priester eine Fackel hatte geben lassen und noch zwei begleitende Sklaven sich ausgesucht, ging der kleine Zug schweigend die dunkeln gewölbten Gänge hinab, welche in jene Räume führten, die bereits oben von uns geschildert sind, und die einen Aufenthalt nächtlicher Schrecken bildeten, wie eine finstere Phantasie sie sich nur träumen kann. Die Luft wurde in diesen Gängen immer schwüler, und kaum vermochten die Lungen sie noch einzuathmen, als die giftigen Dünste des modernden Grundes von unten aufsteigend sich mit ihr mischten. Der Priester beschleunigte seinen Gang, und indem er selbst eine Fackel in die Hand nahm, beleuchtete er im Vorbeischreiten die grotesken Figuren, welche aus einem frühern Zeitraume her und als Symbole der Todesgöttin hier in dem festen Gestein eingemeißelt waren. An vielen dieser Schreckensgestalten klebten noch Blutspuren, und das Auge, welches das Dunkel durchdringen wollte, schreckte zurück, da es in dem Gerölle, das an den Mauern, und zu den Füßen dieser Phantome angehäuft. war, Reste von menschlichen Gebeinen entdeckte Die Sklaven wichen unwillkürlich mit Zeichen des Entsetzens zurück, doch unerschütterlich fest blieb der Gang des jungen Fechters, und ebensowenig

wankte der Fuß des Priesters, der von seinem Vaterlande Egypten her an noch viel grausenvollere nächtliche Kerker gewöhnt, und der im Dienste von weit schwärzeren Mysterien erwachsen war. Man hatte jetzt eine Art Rotunde erreicht, in deren Mitte ein Gitter in den Boden eingelassen war. Durch diese Eisenstangen drang aus der Tiefe das hohle Brausen und Toben der in einen tiefen, schwarzen Kanal eingefangenen Wasser. Der Priester blieb an der Oeffnung stehen, von der das Gitter mit Mühe hinweggeschoben wurde. Wir sind am Ziele, sagte er — Elender! bereite Dich zum Tode. Im nächsten Augenblicke wird Dich die schwarze Welle unten, aus der keine Rettung ist, verschlungen haben. — Dabei leuchtete er in die Tiefe hinab und ließ die mit schwärzlichem Moose bekleideten gigantischen Mauern sehen, die diesen Eingang in die Unterwelt bildeten. Der Lichtstrahl war nicht fähig, in die Tiefe zu dringen, und dem Auge erschien es, war es nun Einbildung oder Wirklichkeit, als reckten und streckten sich schwarze, behaarte Arme aus dem Grunde empor, als glitten Schlangen und kletterten Kröten an den Steinen hinauf. — Der Jüngling war entkleidet worden, und er stand jetzt mit der blühenden Gestalt, den kräf-

tigen Gliedern, deren Weiße von dem Scheine der Fackeln geröthet erschien, gegen den schwarzen Hintergrund des Gemäuers emporleuchtend, ruhig und den Todesstoß erwartend da. Die Sklaven näherten sich ihm, um den Gefesselten in die Tiefe zu stürzen. Vorher beleuchtete der Priester, dem Grausamkeit und Wollust zugleich den Busen füllten, die schönen Formen, die ihm die vollendetsten zu sein schienen, die er je gesehen. Wirst Du nicht Deine Seele den Göttern empfehlen? fragte er den Jüngling. Ich bin bereits mit meinem Gott versöhnt, erwiderte jener, und drückte einen Kuß auf ein kleines in dreieckiger Form geschnittenes Goldbild, das er an einer seidenen Schnur am Halse hatte, und das der Priester erst jetzt bemerkte. Gieb her, wer ist Dein Patron? so rief er und nachdem er das Bild, das auf jener Scheibe eingeprägt war, betrachtet hatte, fragte er: Wer ist dieser Gott? Ich kenne ihn nicht. Ist's vielleicht Osiris? — Es ist nicht Osiris, entgegnete mit kalter Ruhe der Gefragte, es ist überhaupt keiner Deiner Götter. So sprich, wer ist es? — Die Lippe des Jünglings schwieg. — Noch im Tode trotzig! schrie Aetulius. So fahre denn mit sammt Deinem Gotte dahin! Ist's wirklich ein Gott, so beweise er es und rette Dich!

Sklaven, thut Eure Pflicht! Und in diesem Augenblicke erfaßten vier kräftige Arme das Opfer des Todes und mit einem wüthenden Stoße stürzten sie dasselbe in die Tiefe. — —

Julia und Claudia waren unterdessen in einem wenig beneidenswerthen Zustande zurückgeblieben. Die Tochter August's warf sich auf den Polstern ihres Ruhebettes wie eine Verzweifelnde umher. Das Haupt tief niederhängen lassend, löste sie die Flechten ihres schönen Haares und ließ sie die Teppiche des Bodens bedecken. Der Leib, von allem Gewand befreit, zeigte seine vollen und üppigen Formen in der zurückgeworfenen Stellung, in jener wilden und von Leidenschaft entflammten Weise, wie der Künstler die rasenden und in Verzückung gefallenen Mänaden darzustellen pflegt, die auf dem Rücken eines Panthers, und von diesem langsam fortgetragen, dem Zuge des Bacchus sich anschließen. Claudia, nicht minder aufgeregt, aber nicht so rücksichtslos ihrer Laune sich überlassend, lehnte an dem offenen Fenster und richtete den Blick ihrer finsteren Augen auf die helle Scheibe des Mondes, und ihre geöffneten Lippen schienen lechzend und glühend den Strom der Lüfte zu schlürfen. Plötzlich raffte Julia sich auf, stürzte vor der Bildsäule Aphroditens nieder und brach

in die heftigen Worte aus: das hast Du mir gethan, Göttin! Dein Werk ist's, daß ich jetzt mit durstiger, heißer Zunge dem Tranke nachschmachte, der mir wie durch ein Wunder entzogen worden, da ich schon sicher in dessen Besitz zu sein wähnte. Undankbare Göttin! haben Dir die Tonnen Goldes, die ich an Deine Tempel in Bithynien und Gallien verschwendete, nicht genügt? O Tochter Jovis, durftest Du es geschehen lassen, daß Julia von einem elenden Sklaven beleidigt ward? O Götter! und dieser elende Sklave, wie schön war er! Welch' eine Seligkeit, an dieser breiten, festen Brust zu ruhen, die Küsse dieses Mundes zu trinken! die Hand zwischen diese Schenkel zu legen! — Ich muß ihn wieder haben — ich muß! Ich will zu seinen Füßen liegen und um sein Lächeln betteln: die Tochter des Beherrschers der Welt will sich vor einem schönen Sklaven bis in den Staub erniedrigen. Schaffe ihn mir wieder, Venus! Gieb' ihn mir! Laß' ihn noch einmal hier in dieser sichern Halle an meiner Seite athmen, und ich schwöre es beim Styx, er soll mir nicht entschlüpfen; ich w i l l in seinen Armen glücklich sein. Sein Stolz, sein Hohn, sie werden mich nicht zum zweiten Male zurückschrecken! Claudia, laß uns in den Tempel des Herkules eilen; vielleicht hat

Hamilkar sein Werk noch nicht vollendet, und wir kommen zur rechten Zeit, um den Befehl zu widerrufen.

In diesem Augenblicke trat der Aethiopier ein und meldete, daß Aetulius den Sklaven in Empfang genommen, und daß dieser nicht mehr unter den Lebendigen weile. Mit einem wilden Schrei sank Julia zusammen.

Claudia kniete nieder und unterstützte das Haupt der Fürstin; indem öffnete sich leise der Vorhang und die Amme blickte hinein. Tochter Metella's, flüsterte sie leise, Deine Mutter sucht Dich; sie hat bereits zweimal Boten nach Dir gesendet, sie will Dich vor ihrer Abreise noch sehen.

Ohne ein Wort zu erwidern, zeigte mit einem stummen Winke die Vertraute auf ihre Gebieterin, legte dann den Finger auf den Mund und machte gegen die Amme das Zeichen, daß sie sich entfernen solle. Diese ließ leise, wie sie gekommen war, den Vorhang fallen und entfernte sich.

Nach einer Weile erwachte die Prinzessin, blickte sich scheu mit starrem Auge im Zimmer um, erkannte dann Claudien, zog ihr Haupt zu sich heran und drückte mit kalten Lippen einen Kuß auf ihre Stirn. Dann erhob sie sich, legte ihre Gewänder an, band die Halbmaske wieder vor

und rief mit tonloser Stimme: Laß uns gehen — die Nacht ist schön! Die Stille im Zimmer mordet mich! — Und sich an den Arm Claudia's hängend, wandelte sie langsam die Stiege hinab, und auf dem Platze angelangt, bog sie in eine der leeren Straßen der unermeßlichen Stadt ein, wie eine Träumende, das Haupt hoch aufgerichtet und dem Mondlichte zugekehrt, dahin wandelnd.

Wohin wendest Du Deine Schritte? fragte Claudia.

Mit einem wilden Lächeln antwortete Julia: Der Venus zum Trotz will ich heute glücklich sein. Ich will sein Bild aus meiner Seele scheuchen. Laß uns eilen; dies ist die Stunde, wo die Soldaten trunken in ihre Quartiere taumeln und wo ihnen jede Beute recht ist, die sie auf ihrem Wege finden. Laß uns zwei gefällige Mädchen sein, die sie an der Ecke der Caserne erwarten. O Claudia, es ist ergötzlich, daß die Tochter August's als Soldatenliebchen im Mondschein sich umtreibt! Nicht wahr, das ist ergötzlich! O, ich möchte in dieser fürchterlichen Nacht Rom in Brand stecken! ich möchte die Bildsäulen der Götter stürzen —! Welch' einen Wahnsinn hat dieser Verworfene und zugleich Göttliche in mein Blut gejagt!

Die Beiden irrten aus einer Gasse in die an=

dere, bis endlich das unermeßliche Feld sie aufnahm, das dem Mars geweiht war, und das im Viereck eine nicht endende Reihe Soldatenwohnungen umschloß, die eine Stadt für sich bildeten, in der beständig kriegerische Uebungen vorgenommen wurden. Eine kolossale Bildsäule des Mars, in Erz gegossen, erhob sich in der Mitte des Platzes, und warf jetzt ihren gigantischen Schatten bis weithin zum Portikus des Haupteingangs, von wo aus die Säulengänge rechts und links in's Unendliche sich ausdehnten. Eine tiefe Stille herrschte zu dieser Stunde der Nacht in dem weiten Umkreise der Soldatenburg. Roms junge Helden schlummerten. Nur die Tuba der Wachen, mit der Einer dem Andern aus weiter Ferne zurief, unterbrach eintönig die lautlose Ruhe. Da schlich sich ein Trupp verspäteter Wüstlinge von der vorspringenden Ecke eines Seiteneingangs her, und blieb berathend und flüsternd in der Halle stehen, ungewiß, ob sie es wagen dürften, im hellen Lichte des Mondes sich auf dem Platze zu zeigen. Laßt erst Luna sich mit ihrem Endymion beschäftigen, bemerkte einer der Taumelnden, auf die Mondscheibe zeigend, die im Begriff stand, hinter eine Wolke zu treten, sieh, schon hebt sie

sein Gewand auf und verbirgt ihr Haupt an seinem Busen, bald wird sie ihm ganz unter seinen Mantel gekrochen sein! — Während der Sprechende seine Blicke nach oben richtete, gaben seine drei Kameraden den ihrigen die Richtung nach der Gegend hin, wo, an eine Säule gelehnt, Julia und Claudia standen. Halt! rief der Eine, wenn mich nicht Alles trügt, so sind dort ein paar Dirnen, die von irgend einem Gastmahle nach Hause schleichen und noch nicht genug ermüdet sind, um nicht noch Lust zu einem Tänzchen in frischer Nachtluft zu haben. Sie sind hübsch, diese Nachtvögel, wollen wir näher heranschleichen, und ihr Gefieder untersuchen. Sie näherten sich. Claudia und Julia behaupteten ihre Stellung im Schatten der Bildsäule. Auf den Stufen derselben lehnte die Gruppe der Soldaten, und der Keckste von ihnen rief den Mädchen zu: Wohin in so später Nacht, Töchter Aphroditens? Wollt Ihr dem Pan das Vergnügen machen, in Eurem Anschauen sich zu verjüngen? Kommt Ihr von den Geheimnissen der Circe, und habt Ihr erlauscht, wie Menschen sich in Thiere verwandeln? Wollt Ihr Aehnliches mit uns versuchen. Kommt, wenn Ihr einen Stier wollt, hier ist er.

Mit diesen Worten warf sich der junge Sol=

dat auf Julia und umschlang sie, indem er sie durch die Wucht seines herkulischen Leibes auf die Stufen niederwarf. Sein Gefährte nahte sich Claudien, die ihn von sich stieß und in die Einbucht des Monuments flüchtete, wo sie sich rettete, indem sie mit ihren äußersten Fingerspitzen die Füße des Gottes berührte. Wage nicht, mich anzugreifen, rief sie ihrem Verfolger zu: meine Hand erfaßt den Gott, der Dich entsetzlich strafen wird für Deinen frevelhaften Ungestüm. Der Soldat wich bei diesen Worten zurück, im sinnlichen Taumel bethört und mit der entfesselten Lust ringend, die ihn erfüllte und die noch wuchs durch das Glück, das er seinen Gefährten ungestört genießen sah. Tochter der Hekate! flüsterte er. Wozu Dein einfältiges Zaudern! Willst Du mich zur Wuth reizen? Wisse, daß ich alsdann keinen Gott achte. Sieh' hier Deine Gefährtin; sie belohnt ihren Sieger königlich. Komm, thue desgleichen; aber verschließe Deinen Mund, daß kein Zeichen uns verrathe.

Und von Neuem stürzte er sich auf sie. Claudia kletterte das Postament hinauf. Der Soldat erfaßte ihre Kniee, fest entschlossen, sie herabzuziehen, da entwand sich Julia ihrem Sieger und sich dem Verfolger Claudia's bietend, rief sie:

Laß sie, und nimm mich! Sie hing sich an seinen Hals und schloß seinen Mund mit Küssen. An die Säulen des Piedestals gelehnt, blutig geritzt durch die bronzene Einfassung, gequetscht, geschunden, durchlebte sie alle Windungen des Kampfes, aus dem sie siegreich hervorging. Matt, mit gebrochenen Augen, sank sie zusammen, doch schnell sich wieder aufrichtend, warf sie sich dem Dritten, dem Vierten an den Hals, und lechzend nach Genuß, füllte sie immer von Neuem das Maß ihrer Erniedrigung. Ein Zeichen mit dem Wächterhorn rief die Soldaten ab. Julia, unfähig zu gehen, ward von ihrem getreuen Aethiopier in den Arm genommen und fortgetragen. Claudia folgte ihr langsam, entsetzt und bethört durch den Wahnsinn, den sie mit angeschaut. Julia erschien ihr in diesem Augenblick von den Göttern verlassen, hingegeben rettungslos dem dunkeln Geiste, der sie bis an die Pforten des Abgrundes peitschte.

Nicht weit von Julia's Wohnung, wohin der Aethiopier mit seiner Gebieterin verschwand, traf sie die Magd, welche die Mutter nach ihr geschickt mit der Weisung, sich der Reise anzuschließen, die schon begonnen habe. Aelappus hat den Befehl, so lauteten die Worte der Matrone, Dich mir nachzuführen. Ich lasse zu Deinem Dienste das

kleine goldene Bild der Diana zurück; es möge Dich auf Deiner Reise geleiten.

Claudia trennte sich von der Prinzessin, ohne sie wiederzusehen. Sie räumte schnell einige der wichtigsten Sachen zusammen, gab sie Aelappus, der damit einen Wagen bepackte; sie selbst nahm das Bild der Diana, wickelte es in ihre Schleier, und kaum berührten die ersten Morgenstrahlen die Paläste Roms, als sie hinauszog die Straße, welche nach Bajae und Balustra führt.

7.

Kaum war Thola von der Oberfläche des furchtbaren Abgrundes verschwunden, als dieser sich mit dem eigenthümlichen dumpfen Klange wieder schloß, der durch das Zuwerfen der Gitter und der Einfassung der Riegel in die ihnen bestimmten Oeffnungen erzeugt wurde. Den Unglücklichen umgab jetzt finstere Nacht. Er war in seinem Sturze nach unten durch einen Querbalken aufgehalten worden, der sich in Folge des Verfalls und der Zertrümmerung dieser uralten Grube losgelöst und sich mitten in den Weg gelegt hatte. Auf diesem Platz nehmend, beschaute sich, von der Todesangst aufathmend, der Jüngling die Umgebungen seines finstern Kerkers. Sie waren Moder und Schutt. Nach und nach erblickte das an die Finsterniß sich gewöhnende Auge die Dinge, welche sich ihm hier darboten. An den

eisernen Haken und an den Vorsprüngen waren Gerippe gespießt in der Stellung, wie sie der Tod erfaßt. Bleiche Hirnschädel, umkränzt noch von Flechten und Moderpflanzen, blickten ihn stumm an, indeß bei anderen dieser Gestalten das Brustgewölbe, angefüllt mit Schlangen und Gewürm, einen Verbleib für das wüste Thierleben bildete, welches sich hier ungestört und unbehindert entwickelte. Aus der dunkeln Tiefe krochen und arbeiteten sich nicht zu erkennende Körper hervor, die von der Dunkelheit, welche hier herrschte, eine Umhüllung ihres scheußlichen Baues forderten. Der Balken, auf dem Thola Platz genommen, war von einer schlüpfrigen Feuchtigkeit umzogen, die ihm das Verbleiben auf derselben erschwerte. Er blickte mit scharfem Auge um sich, ob sich nicht ein Rettungsmittel zeigte, ähnlich dem, das ihm bis jetzt das Leben erhalten. Er entdeckte keines. Ueberall ging abschüssig der Weg in die Tiefe, aus der ein dunkler Wasserspiegel seinen trüben Schimmer emporsandte. Er bewegte sich vorsichtig auf dem Balken wieder fort, bis er an die Wand gelangte, die den Einsatz des Holzes gebildet hatte, und die jetzt eine durch Moder und Geröll aller Art verstopfte Oeffnung sehen ließ. Mit Vorsicht ging er daran, diese Oeffnung von

dem Unrathe zu reinigen. Ein widerliches Gekreisch von Thieren, welche sich hier verborgen hatten, und nun in die Tiefe hinabstürzten, machte ihn Anfangs stutzen. Er glaubte Schritte zu vernehmen, die sich oben dem Gitter näherten, und rasch ließ er das begonnene Werk schnell wieder ruhen. Allein er täuschte sich: die Ruhe des Grabes herrschte oben. Der menschliche Fuß vermied diesen Aufenthalt der Schrecken, und Aetulius, so wie seine Genossen hatten ihn, sofort nachdem die schauderhafte That geschehen, verlassen. Ueberzeugt, daß von dorther Nichts zu befürchten sei, machte er sich an das Vollbringen seiner schwierigen und gefährlichen Arbeit. Nachdem er die Reste menschlicher Leichname, welche, hier zu einem Ballen zusammengeknäult, bekundeten, daß es Menschen gewesen, die sich einst auf der Flucht hierher gedrängt, und hier vom Erstickungstode erfaßt worden, beseitigt hatte, tastete seine Hand in die Tiefe der Nische und erkannte darin eine schmale Oeffnung, die nach dem Flusse zu sich immer mehr ausweitete. Ein Strahl von Lebenslust durchzuckte die Brust des Jünglings. Er wagte zu hoffen. Die Oeffnung war so groß, daß sie mit genauer Noth das Durchschlüpfen eines Menschenkörpers zuließ. Mit dem

einen Arm sich an den Balken haltend, setzte er den Fuß auf die vorspringenden Steine der Maueröffnung; doch er hatte sich nicht fest genug aufgestützt, die zerbröckelten Steine wichen und mit Gewalt schlug er mit dem Kopfe gegen die Mauer, indem zugleich von dem schlüpfrigen Balken die Hand, die sich umgeschlungen, abließ. Schwindel umhüllte ihn auf wenige Augenblicke, denn die furchtbare Gefahr des Sturzes in die Tiefe ermessend, wand er das rechte Bein um den Balken und hielt sich, den schmerzenden Kopf auf denselben gestützt, im Todeskrampf auf der glatten Fläche desselben. Nachdem er sich wieder gesammelt, begann er sein Werk von Neuem. Diesmal erreichte er die Oeffnung, und indem er sich in ihr festsetzte, verließ er den Balken. Am Ausgange der Nische entdeckte er eine Thür, die geschlossen war, sich jedoch dem Druck seiner Hand öffnete und einem dünnen Lichtstrahl Durchgang gestattete, der von einem innern Hofe des Gebäudes in die Höhle drang. Dieses Licht, dieser Strahl Gottes in die Tiefe der Nacht, begrüßte der Jüngling mit Entzücken. Er faltete die Hände und drückte einen Kuß auf das Amulet, das er am Halse hatte. Er kletterte näher heran, und sah jetzt, daß er am Ausgange eines versteckten Ganges

stand, der zu den früheren Bestimmungen des Tempels gedient, jetzt aber durch ein eisernes Gitter geschlossen war. Eine unermeßliche Tiefe leitete hinab bis an's Ufer der Tiber. Sehnsüchtig blickte Thola von der schwindelnden Höhe nieder auf das Gestade, wo ihm Rettung blühte. Wie aber sollte er hinabgelangen? Wie das Gitter öffnen, das sich ihm als unübersteigliches Hinderniß darbot? Allein sein Muth verließ ihn nicht. Die Eisenstangen waren durch die Zeit und durch die angesammelte Feuchtigkeit morsch geworden, und ließen sich aus dem Steingeröll loslösen. Als er sie beseitigt hatte, warf er nochmals den Blick in die Tiefe hinab und ihm schauderte vor der Entfernung, die er nicht durch Klettern überwinden konnte, denn die Mauer zeigte nirgends Anhaltspunkte, sie ging glatt hinab, und endigte sich tief unten mit einem Graben, der rund um den Tempel führte. So war denn dieser Rettungswink ein trügerischer gewesen, so hüllte denn die Todesnacht auf's Neue ihre finsteren Schleier über das Haupt des armen Gefangenen, dem jedoch der Gedanke, hier oben zu verschmachten, tröstlicher erschien, als unten in der Tiefe bei dem ekelhaften Gewürm und den Schrecken der Nacht. Die Verzweiflung gab ihm ein, seine Stimme erschallen

zu lassen, um dadurch Retter herbeizulocken; allein der nächste Gedanke belehrte ihn, daß auch dieses umsonst sein würde, weil, wenn man ihn im Tempel hörte, er offenbar sein Schicksal beschleunigen würde, indem man ihn aufgreifen und von Neuem dem Tode hingeben würde, und nirgend andershin konnte der Ruf ertönen, denn über den Fluß hinüber konnte die Stimme nicht dringen.

Wie er sich mit diesen trostlosen Vorstellungen noch beschäftigte und es bereits dunkelte, lehnte er an der Mauer, ruhig im Gedanken, daß ihn hier der Tod erfassen werde. Seine Gedanken flogen derjenigen zu, die ihn erwartete und zu der er hatte eilen wollen, wenn ihm sein Mißgeschick dieses erlaubt, zu seiner Mutter. Er rief ihren Namen, er segnete sie in seinem Herzen und er empfing ihren Segen mit dankbarer Rührung. In seinem Geiste tauchten die Tage wieder auf, wo er in der Heimath ein glücklicher, bevorzugter Knabe war, der seinen Gespielen als Muster vorgestellt wurde, und dem später die Aeltesten im Heere Auszeichnung und Würden prophezeiten. Statt dessen war Schmach und Elend sein Loos geworden. Mit den Waffen in der Hand hatte der Feind ihn überwunden und ihn mit dem Zuge der Gefangenen fortgeführt. Aber das Heil in

seinem Herzen war nicht erstorben; die Lehre, die er genossen und an der die Seinigen Theil genommen, hatte in seinem Busen gekeimt und deutete ihm jetzt den qualvollen Tod, der ihm vor Augen stand, als ein Erbarmungszeichen des Himmels; als ein Gebot, die Erde zu verlassen, die von Irrthum und Sünde bevölkert war.

Als er bis zu diesem Punkte seiner Erinnerungen angelangt war, erhob er sich, und sein Haupt an die Mauer lehnend, fühlte er einen unnennbaren Schmerz sein Inneres durchziehen. Er war bereit, mit der Erde abzuschließen, und nur das Bild seiner Mutter stand vor ihm. Es war ihm, als breitete sie die Arme ihm hin und als wollte sie ihn führen. In diesem Augenblicke wankte die Mauer, ein Stein löste sich ab und rollte in die Tiefe nieder. Noch einer folgte bald, und Thola, die Oeffnung in der Wand bemerkend, brach jetzt selbst die übrigen Steine aus. Ein schmaler Gang wurde sichtbar, der, im Innern der Thurmwand angebracht, auf baufälligen Stufen hinableitete. Freudig folgte der Unglückliche dieser willkommenen Spur. Die Stiege war eng und man konnte sie nur in gebeugter Stellung betreten. Aber sie führte sicher hinunter. Mit welchem Entzücken

hörte der Gefangene die Bäume rauschen, die Wellen des Flusses an's Ufer schlagen und jetzt — überschritt er den seichten Kanal um den Thurm herum und mit wenigen Sprüngen befand er sich außerhalb des Schreckenthurmes auf einem Ufer von Steingeröll und Wasserpflanzen. Noch einmal richtete er den Blick hinauf zur Höhe, von der er herabgekommen war, und sein Dankgefühl ward ein Gebet. Doch es war nicht zu zaudern; die Nacht dunkelte schon, und noch wußte der Befreite nicht, welchen Weg er einschlagen sollte, um gefahrlos dem Ufer zu entkommen. Er sah einen Nachen auf den Wellen tanzen, der Führer hatte sich auf Augenblicke entfernt, um mit seinen Kameraden in der nächsten Hütte ein Abendbrod zu verzehren. Sein Mantel lag im Bote. Rasch warf der Nackende diese Hülle um sich, ergriff die Ruder und lenkte vom Thurm ab, nach der Richtung, wo der Fluß eine Krümmung um einen Vorsprung machte, der mit einigen alten Gebäuden besetzt und in ein Gebüsch von Myrthen und Lorbeeren gehüllt war. In eine sichere und versteckte Bucht einlenkend, entstieg er dem Kahne und trat seine Wanderschaft, mit dem Mantel des Schiffers bekleidet, durch den Theil Roms an, der von den fremden eingewanderten Familien bewohnt wurde. Flüchtig durch-

irrte er das Labyrinth der Straßen, bis ihn endlich eine aufnahm, die in gerader Linie fortführend ihn zu einem kleinen unansehnlichen Hause brachte, dessen Thür offen stand, und an welchem auf einer Bank eine alte Frau saß, die Kühle des Abend genießend. Die Züge der Matrone zeigten die Fremde. Obgleich von den Jahren gebeugt, vielleicht auch von Kummer, bewahrte sie doch die Kennzeichen der ihr eigens verliehenen Würde. Man sah es diesem stolzen Haupte an, daß es unter den Fürsten ihres Volkes sich erhoben, man bemerkte an dem Glanze und dem Blicke des Auges die mächtige Frau, die zu befehlen gewohnt war. Jetzt, als die Schritte des Fliehenden sich ihr nahten, schützte sie mit der einen Hand das Auge vor dem Strahl der Abendsonne, und mit der andern winkte sie dem Kommenden, den sie erkannt hatte, den Gruß zu. Sie erhob sich und that ein paar Schritte dem Jüngling entgegen, den sie also anredete: Woher so spät, mein Thola! Ich habe Dich bereits erwartet von der Frühe des Morgens an. Der Ermüdete sank auf eine Bank, und die Hand der Mutter an seine Lippen drückend, rief er: Mutter, danke dem Gotte, den wir verehren, daß Du mich überhaupt noch siehst.

Wahrlich unter seinen Schutz hat er mich genommen. Dieser Tag hat mir Schweres gebracht. — Wovon sprichst Du, mein Thola? Waren die Kämpfe besonders gefährlich? fragte die Matrone. Doch Du weißt schon mit den wilden Thieren zu kämpfen, so daß Du obsiegst? — Nicht die Thiere haben mir Gefahr gebracht, sondern die Menschen. Ach, sie hatten mich dem grausamsten Tode dahingegeben, und nur ein Wunder ist's, daß ich lebe.

Und er erzählte der Mutter die ganze Folge seiner bestandenen Gefahren. Die Matrone hörte auf den schamhaft erglühenden Jüngling, der seine Abenteuer mit der Prinzessin berührte, mit inniger Theilnahme und mit Stolz; denn das, was sie vernahm, war eben so selten als erfreulich in dieser sündenbefruchteten Stadt. Sein Sturz in den Abgrund des Thurms und seine wunderbare Rettung erfüllte sie mit Freude und mit Dank. Unsers Bleibens ist hier nicht länger, hob sie an; wir müssen fort. Wenn Deine Feinde Dich entdeckten, wäre Dein Tod sicher.

Man hält mich für todt! entgegnete der Sohn. Deswegen sei ruhig. Aber ich will Deinen Plänen und Absichten, theure Mutter, mich nicht entgegenstellen. Was sinnst Du? Wohin denkst Du, daß wir uns wenden?

Der Proconsul von Palästina, erwiderte Mirja, war der Freund Deines Vaters; sie hatten gemeinsam ihre Waffenlaufbahn begonnen, und an ihn empfahl mich sterbend Anthos. Durch die letzte unglückselige Wendung des Krieges, der zu Folge wir zu Gefangenen gemacht und hierher geschleppt wurden, wurde jene Bestimmung zu Nichte gemacht. Laß uns jetzt versuchen, den oben bezeichneten Weg zu gehen. Durch phönizische Kaufleute, die sich auf einige Zeit hier niedergelassen, und morgen wieder ihre Straße ziehen wollen, erhalte ich Gelegenheit zu entfliehen. Wer bewacht eine Matrone, deren Dasein Niemandem Etwas nützt. In fremde Gewande gehüllt, entkomme ich leicht, und auch für Dich hoffe ich Rath zu schaffen. Wir müssen morgen das Gepränge des Festes abwarten, wo ganz Rom auf den Beinen sein wird, um uns den Fremden anzuschließen. Komm, ich gebe Dir ein Gewand, mit dem Du Dich in der Hülle der Nacht an das Ufer schleichen, den Mantel und den Kahn an ihre Stelle besorgen magst, daß dem Besitzer Beider keine Ungelegenheit entsteht; dann kommst Du wieder, und wir führen ungesäumt unsern Plan aus.

Mutter und Sohn entfernten sich in die Hütte.

Anthos und Mirja waren Beide germanischen

Ursprungs. Sie lebten in der Gegend von Köln, reich und angesehen durch Besitzthümer und Auszeichnungen. Thola war ihr einziger Sohn. Der ausbrechende Krieg, der ihre Stämme zur Theilnahme nöthigte, führte in seinem Gefolge die Geschicke jener blutigen Schlacht, in der die Römer Sieger waren, und wo eine große Anzahl Kriegsgefangener als Sklaven nach Rom geführt wurden. Unter ihnen befand sich auch Thola. Mehrere Jahre bereits lebten Mutter und Sohn in Rom. Die Hoffnung, von ihnen Summen zu erpressen, gaben den Unterbefehlshabern anfänglich eine gelinde Behandlung der Unglücklichen ein; als diese Hoffnung jedoch fehlschlug, überließ man die Matrone dem Elend und der Noth. Thola wurde zum öffentlichen Kampfe ausgewählt, und er ging willig mit; denn das Wenige, was er sich erwarb, konnte er der Mutter mittheilen, und damit ihre freudlosen Tage in Etwas erhellen.

Auf dem Zuge der Kriegsgefangenen, der einem Schwarme gleich die Gebirgsstraßen füllte, hatte Thola mit einem Jünglinge Bekanntschaft gemacht, der aus Palästina kam und ihm von jenen Wundern sprach, die er mit angesehen, und die in ihm die Ueberzeugung geweckt hatten von dem Dasein eines Gottes, der seinen Sohn hinab-

gesendet hatte, um die Menschheit zu erlösen. Diese Gespräche, heimlich geführt, verbanden die beiden Jünglinge mit einander und flößten Thola das Verlangen ein, den Mann kennen zu lernen, von dem Jermos so heilig und so wundersam sprach. Mirja wurde mit in das Geheimniß gezogen, und sie theilte alsbald die Ueberzeugung ihres Sohnes. Jermos hatte aus Palästina berichtet und die Beiden dorthin eingeladen. Mit diesem Schreiben und dem Briefe an den Proconsul machten sich Mutter und Sohn auf die Reise.

8.

Ein seltenes Fest sollte Rom sehen. Einen ungewohnten Glanz verbreiteten die Zurüstungen dazu. Die Tempel waren geschmückt; eine unruhige Volksmasse durchzog die Straßen und schaarte sich um den Senatspalast, aus dessen Mitte der feierliche Zug der Senatoren hervorgehen sollte. Augustus wollte der Welt seine Größe zeigen. Diesmal galt es seiner Tochter Julia; sie sollte an diesem Tage öffentlich den Schleier nehmen und zur Oberpriesterin der Vesta gewählt werden. Seit den Zeiten der Republik war diese Stelle unbesetzt geblieben, weil eine unnennbare Heiligkeit und Würde diejenige Jungfrau umgeben mußte, die als oberste Herrscherin der geweihten Priesterinnen aus den Händen der Göttin selbst das Zeichen ihrer Würde empfing. Die letzte Oberpriesterin war eine Jungfrau gewesen, unsträflich und fleckenlos in ihrem

Wandel, angebetet von ganz Rom wegen der Tugenden ihres Herzens. Als sie verschied, färbte ein rosiger Schimmer die Seite des Himmels, wo der Tempel stand, und die frommen Zuschauer hatten die Gestalt der Verklärten in die Wolken sich erheben sehen, umwallt von einem silberweißen Schleier. Vesta selbst erschien auf einem Portal von Wolken, ihre Priesterin in Empfang zu nehmen. Es war eine Kühnheit, an diese Edle zu erinnern; es war eine Vermessenheit, ihre Stelle neu besetzen zu wollen, und mit wem? mit einer Julia, die ganz Rom kannte und verabscheute.

Die Prinzessin wand sich an diesem Tage schlummerlos auf ihrem Lager. Sie hatte nach Aetulius geschickt: er stand vor ihr. Was ist aus Thola geworden? rief sie ihm zu. — Er ist nicht mehr! erwiderte der Gefragte mit einer unterwürfigen Verbeugung. Wie mag der leben, dem Julia zürnt! —

Er ist nicht mehr? schrie die Prinzessin außer sich — er ist nicht mehr! fügte sie in langen, ersterbenden Lauten hinzu, indem sie sich auf ihrem Lager langsam nach der Seite wandte und mit ihrem Schleier das Antlitz umhüllte. Ihr Schmerz ging in einen ächzenden, wimmernden Ton über. Plötzlich stieß sie einen hellen Schrei aus, richtete

sich empor und kreischte dem Tempelwächter zu: Schaffe ihn her, Ungeheuer! Ich will es: er muß leben.

Fürstin! entgegnete mit halber Stimme der Entsetzte: die Tiefen des Herkulesthurmes haben ihn verschlungen.

So sei sein Gefährte, Nichtswürdiger! rief die Fürstin. Wer befahl Dir, ihn zu tödten?

Um aller Götter Barmherzigkeit willen, stöhnte der auf die Kniee Gesunkene, Du selbst.

Fort! schrie Julia und winkte ihrem Aethiopier, der sich sogleich des Verurtheilten bemächtigte. O, so viel Schönheit, so viel Wohlgestalt zu tödten! rief sie in schmelzendem Jammer. Ist es nicht Qual genug, daß der Himmel ihn werden ließ, daß wir uns an seinem göttlichen Leibe erfreuen, muß nun der dumme Aberwitz kommen und ihn zertrümmern?

Aetulius wand sich zu ihren Füßen. Er suchte die äußerste Spitze mit seinem Kusse zu berühren, um sich Gnade zu erflehen. Die Prinzessin stieß ihn kalt von sich, und die Sklaven erfaßten ihn. Das Geschrei des Elenden wand sich durch die vorgehaltenen Hände der ihn Tragenden hindurch. Der Vorhang rollte nieder, der die Fürstin ver=

barg. Drinnen waren die Dienerinnen bereit, sie zu schmücken.

Die bleiche, hinfällige Farbe der Tochter August's, ihre halbgeschlossenen Augen wichen der Schminke und den Mitteln der Toilette. Sie saß gebrochen in ihrem Sessel; doch kaum umschloß sie das kaiserliche Gewand, als sie sich stolz emporrichtete und in der ganzen Fülle ihrer Schönheit dastand. Ueberdruß und Stolz thronten auf ihrem Gesichte, und die herrliche gerade Linie, die von der Stirn hinablaufend die Form der griechischen Nase abzeichnete, wurde durch einen eigenthümlichen Einbug an der Stelle der Augen bezeichnet; das Merkzeichen der Cäsaren, der weltverachtende düstere Schatten, der sich frühzeitig um die edlen Formen der Scribonia, der Mutter Julia's, legte, und den auch sie von ihr geerbt hatte. Das Diadem krönte diese Stirn, und durch seine Blitze wurden die düsteren Schatten, die sich um die Augen lagerten, nur noch düsterer. Eine strenge, eisige Kälte zog die Mundwinkel hinab. Ein in seinen Formen untadelhafter Busen, ein Schulternpaar, das, wie aus gelblichem Marmor geformt, aus dem leichten Gewebe und den Armspangen sich hervordrängte, gaben der ganzen Gestalt eine Anmuth, die sich mit Würde paarte. Die Fülle des schwarzen Haares

wand sich in einem vollen Knoten im Nacken über Perlenreihen. In diesem Schmucke war sie, die Kaisertochter, das Entzücken und die Bewunderung ihres Vaters, der sie lange mit glänzenden Augen betrachtete, ehe er sie an der Hand faßte und mit ihr die Stufen des kaiserlichen Palastes betrat, sie der Menge zeigend, die, dem Zuge der Senatoren folgend, sich bis an den Vorhof der Kaiserburg gedrängt hatte. Ein Schrei der Bewunderung zertheilte die Schaaren der Krieger, welche die hoch auf den Stufen prangende bezaubernde Schönheit der Tochter August's bewunderten. Mancher junge Held gestand sich im Geheimen, daß er diese Circe gekannt habe, daß sie ihm anders erschienen sei, wie sie sich hier ihm zeigte, und sein Blick, halb in Schamgefühl, halb in verstohlener Freude aus der ehernen Umdachung seines Helms hervorleuchtend, suchte ihren Blick zu erhaschen; doch vergebens. Das offene, helle Auge der Fürstentochter schien nur für ihren kaiserlichen Vater zu glänzen. Mit einem Ausdruck demüthigen Gehorsams beachtete sie jeden seiner Winke, hing sie an den grauen Locken, die ihm auf die Schultern herabfielen, nachdem sie seine kaiserliche Stirn, die nicht frei von Sorge und Kummer war, beschattet hatten. Sie war ganz demüthige und ge-

horchende Tochter. Der Beifallsruf, der von Zeit zu Zeit in den Pausen des Gebets erschallte, das der Oberpriester des kaiserlichen Hauses an Jupiter richtete, schien ihr nur ihrem ehrwürdigen Vater zu gelten, und mit täuschend anmuthiger Haltung der Hände und Neigen des Hauptes stimmte sie mit darin ein.

Jetzt stieg Augustus die Stufen herab, bis auf die Hälfte der Treppe. Jetzt hatte er seine einsame Höhe verlassen; er kam in die Region, wo er menschlich wurde, wo sich Sterbliche ihm nahen durften. Die zwölf besiegten Könige, welche in Rom weilten, umgaben ihn, auf die Kniee niedergeworfen, ihre Krone vor sich im Staube liegen habend. Hinter ihnen, eine Stufe niedriger, lagen ihre Würdenträger, das Antlitz auf die Marmorplatten der Treppe gedrückt. August, durch einen Wink der Hand, richtete die Besiegten empor; Manche erhoben sich stumm, ihre trotzigen Mienen, ihre zornblitzenden Augen hinter den Wellen des Purpurs verbergend, der sie umkreiste. Es waren welche darunter, die Rom Jahre lang getrotzt hatten und die erst den zwingenden Waffen des Kaisers sich unterworfen hatten. Ein ganzer Zug von Königinnen schloß sich an die Prinzessin, die durch sie hindurchschritt

mit der kalten Miene des Stolzes, der sie charakterisirte, wenn sie sich von ihrem Vater wegwandte. Das Gedränge brach sich in mehrere Arme. Die Seitengassen waren gefüllt. Bis auf die Dächer hinauf waren die Häuser besetzt. Tumult und Lärm, schnell bekämpft von den rastlos umherirrenden gesetzbevollmächtigten Kriegern. Jetzt setzte sich die kaiserliche Leibwache in Bewegung. Hunderttausende auf prachtvollen Pferden schlossen die Hauptstraße ein, durch welche der Zug gehen sollte. An den letzten Stufen des Palastes stand der Senat, und ihm ward eine Auszeichnung, die den besiegten Königen nicht wurde; August richtete einige Worte des Grußes an die silberhaarigen Häupter dieser Männer. Dies brachte ein Gemurmel des Staunens und des Beifalls hervor. Rom hing an seinen Senatoren: es waren Männer, welche in Ansehen standen und denen ein mächtiger Ruf der Mäßigung und Weisheit vorausging; es lohnte seinem allmächtigen Kaiser dieses kleine Zeichen der öffentlichen Beachtung, das er ihnen gab. Augustus fand für nöthig, gerade in diesem Augenblicke, wo er seine Tochter zu der höchsten Würde des Weibes erhob, diejenigen Richter milder zu stimmen, welche über die Befähigung der Prinzessin zu diesem

Preise hätten zweifelhafter Meinung sein können. Er wußte, daß sie ihn nicht hindern konnten, er wußte aber auch, daß er sie für sich zu gewinnen vermochte, wenn er wollte, und nie verschmähte Augustus ein Mittel, welches zu seinem Zweck führen konnte. Claudius Galba, der älteste der Senatoren, ein Greis weit über die Achtzig, empfing die kurze Anrede des Kaisers mit allen Zeichen des Bewußtseins der Gnade, die ihm widerfuhr. Er erwiderte Nichts, denn kaum blieb ihm hierzu noch Zeit, allein seine Miene und seine Stellung bekundeten, daß er mit dem Willen des Cäsars vollkommen einverstanden war.

Der Zug bewegte sich jetzt langsam vorwärts. Das Gewühl und Gedränge um ihn her dauerte fort. Von Zeit zu Zeit vereinigte sich der Lärm in einen einzigen Ausruf, und dieser bestand in dem Namen des Kaisers, dem von den Göttern Segen und Glück beschieden sei. Mit keinem Worte ward der Prinzessin gedacht. Augustus' Auge rollte und Blitze entglitten ihm; er wußte, was diese Zeichen bedeuteten, und der Zorn des Imperators bändigte den Kummer des väterlichen Herzens. Er blieb einen Augenblick stehen, und reichte dann seine Hand der Tochter, sie gleichsam der Menge zeigend. Jetzt erschallte die Luft von

den Ausrufungen: Julia! Sie lebe! Die Tochter Augustus'! Befriedigt glitt ein Lächeln über die Züge des Vaters, doch Nichts vermochte den Trotz zu bändigen, der auf dem Antlitz der Prinzessin lag. Sie ging still und stumm neben dem Vater, den Blick gerade vor sich aus gerichtet, als sehne sie sich, das Ziel dieser Wanderung zu erreichen.

Es bestand für's Erste in dem Tempel des Jupiter. Der prachtvolle Bau war geschmückt bis an das Dach hinan. Die Pforten im Innern waren geöffnet, und auf dem Vorplatz sah man mit seiner ganzen Priesterschaar den Oberpriester des Tempels stehen. Augustus näherte sich ihm, und indem er seine Tochter der Obhut der königlichen Frauen übergab, verschwand er selbst in dem Innern des Tempels. Hier wechselte er seinen Anzug. Die Krone und der kaiserliche Mantel blieben zurück, und als er jetzt sich wieder dem Volke zeigte, fiel ein langes, weißes Priestergewand an dem königlichen Bau der Glieder herab, und die Binde des Priesters deckte seine Stirn. Er erschien in der obersten geistlichen Würde als Pontifex maximus, als Haupt der Priesterschaft, eine Würde die er sich sammt der kaiserlichen beigelegt hatte. Da die Prinzessin

als Priesterin der Vesta eingesetzt wurde, mußte dieses vom Pontifex geschehen, und Augustus benutzte die Gelegenheit, sich dem versammelten Volke in dieser neu von ihm gegründeten Würde zu zeigen. Ein bewundernder Beifallsruf begrüßte die edle Gestalt des prächtigen Fürsten, als er jetzt zur Seite der Prinzessin daherschritt, von den zwölf obersten Priestern Roms gefolgt, der sich die unzählige Schaar der Unterpriester anschloß. Die Prinzessin, ehe sie ihm die Hand reichte, sank vor ihm auf die Kniee, und wurde mit einem gütigen Lächeln emporgehoben und auf die Stirn geküßt.

Jetzt bewegte sich der Zug durch eine der lärmvollsten Straßen Roms. Der Zudrang war unermeßlich. Der Schall der Instrumente, das Geklirr der Waffen, die Gesänge der Priester; Alles vereinigte sich zu einem imposanten Ganzen, dessen Töne, im Jauchzen ausgestoßen, bis in die Wolken drangen. Der Tempel der Vesta lag ganz tief in dem alten Rom; es war ein kleines unscheinbares Gebäude, zu den ersten Zeiten der Niederlassung gegründet und noch unter Numa's Herrschaft erbaut. Während alle Tempel, sich dem Ausbau der gewaltigen Stadt fügend, erweiterten, hielt eine fromme Sage dieses Gebäude in den ihm einmal gegebenen Grenzen

zurück. Es gab eine Prophezeiung, nach welcher Unheil für das ganze Reich erwachsen dürfte, wenn der Tempel der Vesta erweitert würde, und man achtete zu sehr auf derlei Aussprüche, um an dem geweihten Bau auch nur das Mindeste zu verändern. Sechs andere Tempel besaß die Göttin, allein nur in diesem war sie zu Hause. Hier emfing sie die Gelübde der Jungfrau, hier brannte das unauslöschliche Feuer, das Symbol der heiligen Jungfrauschaft.

Bis zu diesem Tempel geleitete der Kaiser die Fürstin, hier übergab er sie, indem er sie vor allem Volke zärtlich umarmt hatte, den Priesterinnen, die sie in ihre Mitte einschlossen. Julia legte die Krone nieder, und empfing den Schleier. Sie war jetzt Oberpriesterin der Vesta. Das goldene Bild der Göttin, durch Rauchwolken sich verkündend, zeigte sich im Innern des Tempels. August führte seine Tochter zu den Stufen, knieete nieder und seine Tochter neben ihm. Eine athemlose Stille herrschte, während man dieses Paar sich der Göttin nahen sah. Dann erhob sich der Kaiser und seine Tochter, in der Würde, welche die höchste im weiten Reiche war, festgesetzt, gab ihren Segen dem Vater, der mit dem gesammten Volke auf die Kniee fiel. Jetzt strömten wieder das Bei-

fallrufen und die Zeichen der Freude aus Aller Munde. Die seltene Feier war beendet. Rom besaß als Oberpriesterin der Vesta das verworfenste Geschöpf in seinen Mauern. Es brauchte des ganzen kaiserlichen Ansehens, um diese Ceremonien mit dem Glanz, der Würde und dem Anstande zu vollführen, wie sie hier sich zeigten. August, der da wußte, wie Rom über seine Tochter dachte, wollte mit einem Streiche jede mißlautende Meinung niederschlagen, und dies konnte nur geschehen, indem er zuerst über die Verirrungen der Prinzessin den Mantel warf, und sie, die den Schmutz der Straße gekostet hatte, für die reinste und edelste der Jungfrauen Roms erkannte.

Die eiserne Stirn der Prinzessin war unerschütterlich. Sie wußte, daß ihr jetzt Alles erlaubt war; sie durfte nur den Schleier der Göttin über ihre Schandthaten breiten und augenblicklicher Tod traf den Edelsten und Reichsten, der daran tastete, ihn zu lüften wagte. Das Erste, was sie that, war, daß sie sechszig Jungfrauen aus den edelsten Geschlechtern ermorden ließ, weil der Einfluß derselben ihr zuwider war. Schrecken und Entsetzen umgaben die Ringmauern des Tempels, in welchem sie herrschte, im Innern waltete eine zügellose Lust. Aber nicht hier allein, an zahllosen

anderen Stätten hatte die Prinzessin ihre schwelgerischen Feste, ihre Bacchanalien und ihre Zusammenkünfte. Aber wehe Dem, der etwas hiervon verlauten ließ, die Späher und Spione der Fürstin wachten überall, er war ein Kind des Todes, bevor noch seine Nachricht das Ohr des Kaisers erreicht hatte.

Cäsar Augustus fühlte nach der Einsetzung seiner Tochter unter die „Damen des Schleiers“ sein Herz einer Sorge ledig. Er vernahm nichts Anstößiges von ihr, und er glaubte sie gebessert. In einem seiner Gemächer eingeschlossen, führte er mit seinem Vertrauten Mäcenas ein Gespräch, in welchem sich seine Seele aussprach, unumwunden und frei, so weit ein Herrscher der Welt ohne Zwang sein kann, den ihm die Rücksicht auf jedes seiner Worte einflößt. Der bekümmerte Ausdruck auf seinem Gesichte bewog Mäcenas zu den Worten: Wie, Cajus Octavius, Du bist verschlossen und verstimmt? Hast Du kein Dankeswort für die Götter, die Dich so hoch erhoben? Was ist’s, was Dich bewegt?

Nenne mein Loos immerhin ein beneidenswerthes, mein Mäcenas; ich allein weiß, was es mich gekostet, dahin zu gelangen, wo ich stehe. Der Welt Beifall und Bewunderung wird stets

theuer erkauft. Geh' mit mir die einzelnen Thatsachen meines Lebens durch, und Du wirst weit öfter Gelegenheit haben zu weinen und zu klagen, als zu triumphiren. Ich lebte in glücklicher Verborgenheit, den Studien hingegeben, als jene unglückselige Erbschaft Cäsar's mich zwang, in der Welt Getriebe mich einzulassen. Ich kam nach Rom: man versagte mir mein Erbe. Ich fand die Republikaner, die Feinde meines großen Oheims, im Kampfe mit jenem falschen Antonius, mit jenem ehrlosen Lepidus, die sich Beide meine Beschützer nannten, weil sie unter dem Vorwande, Cäsar's Tod zu rächen, für sich kämpften. Ich mußte sehen, wie sie das halbe Reich an sich rissen, ich mußte ihren rohen Hohn dulden, der sich über mich ergoß. Da gelang es mir, Cicero's edle Wirksamkeit für mich in Thätigkeit zu setzen; durch ihn gewann ich Senat und Volk, durch ihn den Feldherrnstab in dem Kriege gegen die Mutiner. Die Republikaner wurden uns schrecklich; scheinbar söhnte ich mich mit Antonius und Lepidus aus, und — o des Entsetzens, Rom schwamm in Blut, die Provinzen wurden der Schauplatz der Zerstörung, bis es uns gelang, Brutus und Cassius zu stürzen. Zurückgekehrt aus den Lagern des Krieges, fand ich hier in Rom Fulvia, des An=

tonius ungetreue Gemahlin, gegen mich im Kriege entbrannt, und achtzehn Städte leisteten ihr Beistand. Auch hier verliehen die Götter mir Sieg, doch nur, um mich von Neuem in Zwistigkeiten zu stürzen. Dreihundert Senatoren fielen unter dem Henkerschwert, als Opfer für die beleidigten Manen Cäsar's. Sextus Pompejus ergriff die Waffen, und nur mit der Pflichttreue des Agrippa siegte ich über diesen kühnen Aufwiegler. Ich sah das Reich getheilt zwischen mir und Antonius. Antonius gab sich in Afrika zügellosen Genüssen hin, während ich hier des Staates Bestes in reger Thätigkeit betrieb. Jenes Testament, das der Leichtsinnige aufsetzte, in welchem er seine mit der Cleopatra gezeugten Kinder als seine Erben und als Roms Fürsten erklärte, erregte den Zorn des Volks. Ich mußte den Krieg erklären der Königin von Egypten, und hier war es, wo die Sonne von Ahlium mir die Krone der Alleinherrschaft über diese tumultuarische Welt reichte. Konnte ich wohl anders, als trauern? Mit welchen Blutströmen war auch dieser Sieg bezahlt! Ein prachtvolles Leichenbegängniß vereinigte die sterblichen Ueberreste des Antonius und der Cleopatra. Ich selbst erschien als Leidtragender. Die Welt nannte mich den Großen, den Mäßigen, den Gerechten!

Und ich, wozu benutzte ich die Ruhe, die mir ward? Oeffentlich, vor allem Volke schloß ich die Pforten des Tempels des Janus, die nun nicht mehr eröffnet werden sollten. Ich wollte alle Zustände ordnen, die Narben des Kriegs heilen und dann vom Schauplatz abtreten. Da riethst Du mir, Mäcenas, das gefährliche Diadem auf meinem Haupte zu behalten. Mit Widerstreben folgte ich Dir. Der Senat war mit Dir im Bunde; auch er zwang mich, die höchste Gewalt zu behalten. Durch eine schmeichelhafte Uebereinkunft ward ich bewogen, den Namen Augustus anzunehmen, der der Geweihte, der Geheiligte hieß. Alle Gewalten flossen mir zu: wie durch eine allmächtige Schickung der Götter fehlte Nichts an dem, was der Mensch erstreben mag hienieden. Ich führe den Gewaltstab über das Heer zu Wasser wie zu Lande, die Würde eines Proconsuls über sämmtliche Provinzen des unermeßlichen Reichs; als beständiger Rechtstribun habe ich die Gewalt über den Senat, und meine Person ist unverletzlich. Endlich bin ich als Censor der oberste Herr über das Sittengesetz und als Pontifex maximus bekleide ich die oberste geistliche Würde. Sieh mich hier auf der obersten Staffel der Würden, sieh hier Deinen beneideten Augustus! O, Mäcenas, gieb mir meine

unschuldvolle Jugend wieder! Laß mich wieder zu den Füßen des frommen Greises, jenes Apollodor weilen, der mich das größte Gut in der Bezähmung des heftigsten Wunsches lehrte, der mich unterwies in den sanften Pflichten eines Bürgers und Weisen. Ich bin, ihm ungetreu, den Pfad des Blutes gewandelt! Der Tumult des Ehrgeizes hat mich hingerissen und — hier stehe ich, ein Herrscher der Welt! weinend und klagend, daß ich das geworden, was ich bin.

Der große Augustus schloß seinen Freund in die Arme. Eine lange Pause herrschte, während Mäcenas nach Worten suchte, die edle Trauer des erhabenen Mannes zu besiegen. Du bist jenem Greise nicht ungetreu; o Cäsar! rief er endlich. Weisheit und Mäßigung sind auch jetzt die kostbarsten Perlen in Deinem Diadem. Du bist Mensch geblieben mitten unter dem Glanz des Thrones. Wohlan, dies ist mehr, als Tausende vor Dir und nach Dir thaten und thun werden. Nimm von den Händen der Götter dankbar das Geschenk der Macht an, Du bist ihrer würdig. —

9.

Wir wenden uns jetzt zurück zu unserer vornehmen Matrone, die sich auf Reisen befindet. Metella nahm ihren Weg über Neapel, hielt sich einige Wochen in Sicilien auf, wo sie ihre Ehrfurcht dem berühmten Bilde der Ceres abstattete, die in Agrigent ihren Tempel hatte. Hier war es, wo sie mit ihrer Tochter, die aus Rom kam, zusammentraf. Das Wiedersehen war eigenthümlich. Mit anderen vornehmen Damen saß Metella im Vorhofe des Tempels und tauschte Neuigkeiten aus mit ihren Nachbarinnen. Man spricht von der Tochter Augustus', die den Schleier der Vesta empfangen habe, und man bewunderte den Muth der Prinzessin, allen Erdenfreuden zu entsagen. Da plötzlich erschallt aus der obern Oeffnung des Tempels eine Stimme, die Metella's Namen ruft. Alles erstaunt; diese Stimme kann nur von der

Göttin selbst herrühren; es ist ein zu seltsamer Klang. Mehrere Damen stehen auf; es wird ein unruhiges Gedränge, und Viele eilen hinaus in den Portikus. Da wird nochmals, und jetzt mit einiger Heftigkeit, der Name der Matrone gerufen. Diese erhebt sich, und indem sie sich auf die Kniee wirft, ruft sie: Hier bin ich, erhabene Gebieterin! Was ist Dein Begehr? Geh' hinaus und empfange Deine Tochter, die so eben aus Rom kommt. Jetzt wußten Alle das Geheimniß, und man eilte auf Metellen zu, umschloß sie und wünschte ihr Glück zum Wiedersehen mit ihrem Kinde. Alle schlossen sich ihr an, und der Zug bewegte sich die Straße hinab nach der Wohnung der Wittwe, die anmuthig an dem Fuße eines mit Weinreben bepflanzten Hügels lag. Hier fand man die junge Dame bereits, die ihrer Mutter mit Ehrerbietung entgegenkam, ihr die Hand küßte und um Erlaubniß bat, ihre Schwester begrüßen zu dürfen. Die Wittwe, nachdem die Schwestern sich begrüßt hatten, nahm ihre Tochter bei der Hand und führte sie den Damen zu, die sie begleitet hatten, und von denen jede der jungen Reisenden ihren Gruß bot.

Claudia fand ihre Mutter wenig verändert. Die Matrone hatte vortrefflich das Ungemach

einer so kurzen Reise überstanden; es war zu hoffen, daß sie den übrigen Theil ihrer Wanderschaft eben so gut zurücklegen würde. Die Gesellschaft schiffte jetzt nach Asien hinüber. Der Proconsul Phocis empfing sie dort als Statthalter der Provinzen, die man bereisen wollte. Metella begrüßte ihn freundlich, da er ihr Vetter war.

Er freute sich, sie zu sehen und fing gleich damit an, Claudien, welche er sehr hübsch fand, angelegentlichst die Cour zu machen. Die Mutter nahm dies nicht übel, obgleich man es ihr anmerkte, daß sie eigentlich der Gegenstand seiner galanten Aufmerksamkeit zu sein strebte. Seit wie lange haben wir uns nicht gesehen? fragte sie den jungen Mann.

Ich sollte meinen, in zehn Jahren nicht, war die Antwort. Damals verließ ich Rom mit der Aussicht einer kleinen Anstellung in Egypten. Daraus wurde später eine große. Ich hatte nicht erwartet, das Proconsulat zu erlangen, da der Proconsul Memlius noch lebte, aber er starb bald nach meiner Ankunft an den Folgen der Unverdaulichkeit, die ihm eine Mahlzeit bei dem Patriarchen Osiris beibrachte. Damals, liebe Tante, lebte auch noch Ihr Mann.

Die Wittwe seufzte, indem sie antwortete:

Freilich lebte damals noch der Senator, und ich war eine glückliche Frau, wofür mich auch Jedermann hielt. Mit vier schönen, hoffnungsvollen Kindern stand ich da, selbst noch jung und gefallend, im Reichthum lebend, was konnte mir da wohl fehlen? Seitdem starben schnell nach einander mir beide Söhne und mir blieb Nichts als diese beiden Töchter, die ich noch bei mir habe. Der Senator hat ein Testament zu ihren Gunsten gemacht, wonach die älteste, Claudia, die Alleinerbin sein und Alles besitzen wird, wenn ich gestorben sein werde.

Was hoffentlich noch weit hinauszuschieben sein wird, sagte der junge Proconsul.

Die Götter wissen's! rief die Wittwe mit einem wehmüthigen Ausdruck, der tiefen Eindruck auf die Umstehenden machte. Claudia nahte sich ihrer Mutter, unterstützte sie, welche einer Ohnmacht nahe war, und gab sich Mühe, ihre Thränen von den Wangen zu trocknen. Meine theure Mutter, rief sie dabei gefühlvoll, wer wagt es, Dein Gefühl so zu beleidigen, daß er von Deinem Tode spräche. Ich sehe Dich doch so blühend vor mir, wie ich es nur irgend wünschen kann, also Nichts von diesen Dingen, wenn ich bitten darf.

Die Aufmerksamkeit wurde hier auch gebie=

terisch auf einen andern Punkt gelenkt; man nahte sich nämlich dem uralten Memphis, und ein kleiner Zug Priester kam eben aus einem Tempel hervor und schnitt der Gesellschaft den Weg ab, indem sie quer über die Straße wandelten. Metella begrüßte sie, und sie unterließen nicht diesen Gruß zu erwidern, der Proconsul machte ebenfalls eine kleine Verbeugung. Der Zug begab sich in eines der Häuser, welche die rechte Seite der Straße bildeten und von denen einige mit Blumen und mit festlichen Gewinden geschmückt sich zeigten. Wer wohnt hier? fragte Metella. Eine reiche Frau aus Griechenland, war die Antwort des Proconsuls. Sie ist hierher gekommen, um einen Arzt wegen ihres Kindes zu consultiren. Während dessen wurde sie selbst krank und starb hier. Da sie eine Fromme war und viel Neigung zu der Religion der hiesigen Priester hatte, so war man auch ihrem Wunsche nach beschäftigt, sie auf ihrem Todbette in den Schleier der Isis zu kleiden, und sie wird in der Pyramide beigesetzt, welche dieser Göttin geheiligt ist. Morgen ist der Tag der Feier.

Da möchte ich wohl dabei gegenwärtig sein! sagte die Wittwe, und die beiden Töchter waren derselben Ansicht.

Ich kann Sie hinführen, meine gnädige Frau; morgen will ich kommen, Sie abzuholen.

Die Stunde wurde festgesetzt und die Gesellschaft dankte dem artigen jungen Mann auf's Beste.

Metella ging mit ihren Satelliten zu Rathe, und diese ertheilten ihr ihre Meinung, daß es passend sei, bei dieser Gelegenheit das egyptische Kostüm anzulegen, welches sie zu diesem Zweck aus Rom mitgebracht. Der ganze andere Vormittag ging demnach mit der Toilette der Frauen hin, welche sehr kostbar und passend ausfiel, besonders Claudia nahm sich gut aus in der mit Sternen gestickten Tunika und dem Isisschleier der Göttin; Metella legte einen weiten Mantel von phönicischem Seidenstoff um, darunter war sie ebenfalls mit dem Isisschleier bekleidet. Die jüngste Tochter hatte nur ein einfaches weißes Gewand mit einem Gürtel, in welchen sieben goldene Sterne und eine Schlange gestickt waren. Die Frisur war nach Art der Agrippina geordnet, mit einem großen griechischen Knoten im Nacken und mit einer egyptischen Binde verziert.

Um zwölf Uhr erschien der Proconsul, auch egyptisch gekleidet, was so gebräuchlich war bei einem religiösen Trauerfest, wie das war, dem

man beiwohnen wollte. Das egyptische Kostüm kleidete den jungen Römer besonders gut und er sah darin aus wie Einer, der immer bei diesem Volke gelebt hatte. Metella reichte ihm den Arm, und sie verließen die Wohnung, von dem Zuge der Satelliten und der römischen Leibwache, welche die Fürstin mitgenommen hatte, begleitet. Der Zug machte Aufsehen. Jedermann erkundigte sich, wer die stattliche Frau sei, welche am Arm des Proconsuls einherschritt. Man wich aus und machte ihr Platz; Viele erzeigten ihr sogar königliche Ehren; die schlanken jungfräulichen Gestalten ihr zur Seite fielen ebenfalls auf und man zischelte sich in die Ohren, es seien Alle die vornehmen Römerinnen, welche gekommen seien, das Fest der Isis hier in Egypten zu begehen. Im Vorhofe der Pyramide blieb die Gesellschaft stehen und ordnete sich auf die Weise, wie sie eintreten wollte. Eine große Abtheilung von Priestern hatte sich eingefunden, sie nahm der Frau ihre Ueberkleider ab, und ließ sie einfach mit dem Isisschleier in das Heiligthum eintreten. Metella legte sehr graziös ihren Mantel ab und ordnete die Falten ihres Schleiers, bevor sie wieder den Arm ihrem Führer gab. Dann mußte sie auch Alles ablegen, was von Gold an ihrem Körper war,

denn Isis duldete kein Metall in ihrer Nähe. Mit einem trüben Lächeln legte die Wittwe ein Halsband ab, welches das Bildniß ihres Gemahls und ihrer Söhne enthielt. Der Priester nahm es mit Ehrfurcht entgegen.

Man ging jetzt in den Eingang des Tempels. Alles war hier mit Lampen beleuchtet, denn es herrschte Nacht in der großen Pyramide. Man mußte noch etwas warten, bis der Trauerzug anlangte. Die Leiche wurde in einem offenen Sarge von sechs Priestern getragen. Sie gingen mit ihr in das Innere des Riesentempels ein und verschwanden in ein Loch der Mauer zur Linken. Dort wird der Sarg niedergesetzt, bemerkte Phocis, denn sie ist nicht vornehm genug, um bei den einbalsamirten Leichen hingesetzt zu werden, die alle im Mittelpunkt der Pyramide ruhen, zu dem wir sogleich kommen werden.

Man sah jetzt jenes dunkle Wässer, welches seine Wellen hier ausbreitete, düster von einer Lampe beschienen, welche am Rande angebracht war. Ein Nachen hielt am Ufer dieses Gewässers. Phocis trat hinein und munterte die Frauen auf, ein Gleiches zu thun. Das ist der Styx der Egypter, flüsterte er ihnen zu. Auf diesem Wasser werden die Todten zu ihrer Ruhe-

stätte geführt, und hier sind einige Schrecknisse von den Priestern angebracht, um die Ungeweihten von dem Betreten dieser Stätte fern zu halten. Schrecknisse? rief Metella fürchtend aus, wenn sie uns nur nicht dadurch in Furcht jagen, ich bin so sehr vor allem Dergleichen in Angst.

Es wird nicht so schlimm sein! rief der Proconsul, und wechselte mit dem alten Priester einige Worte, der den Kahn lenkte, auf dem man sich eingeschifft hatte. Unterdeß begann ein düsterer Choral, der schauerlich zwischen den Felsen und in der Dunkelheit dieses Orts hinschallte und der ein egyptisches Todtenlied vortrug. Als diese schauerlichen Accorde erklangen, bewegte sich Allerlei auf dem Wasser auf die Reisenden zu. Lange schreckhafte Thiergestalten, Gerippe und andere Phantome. So auch Menschenleichen, die entsetzlich ausschauten in dem düstern Halbdunkel, in dem sie sich bewegten. Mein Himmel! rief die Wittwe, was sind das für entsetzliche Wesen! Ich glaube auch zu sehen, daß sie leben und daß ihre Glieder sich bewegen! Nicht doch, liebe Mutter! rief Claudia, es sind Todte! siehst Du nicht, ihre Augen sind geschlossen. Es sind dieselben Gestalten, die wir in Rom im Tempel der Hekate gesehen

haben und die man Lemuren nannte. Metella sah schaudernd auf diese Schrecknisse, da Einige ganz nahe an den Nachen heranschwammen, und die man deshalb deutlich sehen konnte.

Der Kahn machte hier eine scharfe Wendung um einen Gegenstand herum, der sich mitten aus dem Wasser emporhob. Warum fahren wir hieran vorbei? fragte die römische Wittwe ihren Führer. Der erwiderte: Es ist nicht erlaubt, Fremden dieses Geheimniß zu zeigen, weil man fürchtet, es könne einen zu entsetzenvollen Eindruck auf sie machen. Ich bin auf Alles gefaßt, entgegnete Metella; man soll nicht von mir sagen, daß eins dieser egyptischen Phantome mich von sich abgeschreckt habe. Was ist es? Man zeige es uns.

Alsbald begann der Felsen, denn das schien er, von einem unmerklichen Stoß des Kahnführers zu erzittern; zugleich erscholl der Donner, der dumpf wiederhallte. Der Felsen öffnete sich und aus der mit blauem Licht erfüllten Tiefe desselben sah man eine Gestalt in langem Grabtuche erscheinen, die Etwas in den Händen trug, das sie auf die Stufen des Tempels niederlegte, von denen es sogleich in's Wasser glitt. Es war die Leiche eines Kindes, dessen Brust mit einem Messer durchbohrt war und heftig blutete. Die blutende Kindes-

leiche fuhr an den Kahn an, zu gleicher Zeit stieß die verhüllte Gestalt im Innern des Felsens Schmerzenstöne aus; sie begann sich zu entkleiden, und als sie im Isisschleier bekleidet dastand, sahen die Reisenden im Kahne, daß es ein ihnen bekanntes Phantom war, das die Züge eines Mitgliedes der Familie der Metella an sich trug. Weh! rief die Wittwe, das ist meine arme Schwester Julia! Muß ich sie hier wiedersehen? Julia! höre mich! warum hast Du Dein Kind ermordet? Die Gestalt antwortete Nichts, sondern machte von Neuem die Pantomimen der Verzweiflung und stürzte sich in die Fluth. Um Gotteswillen, wohin willst Du? so rief Metella außer sich und wollte sich der Schwester nachstürzen, als der Kahnführer sie zurückhielt. Madame, rief er, es ist Nichts als ein Phantom, bemühen Sie sich nicht; es ist ein todter Körper, dem man die Züge Ihrer Anverwandten gegeben hat, um zu schrecken. Als er diese Worte sprach, erlosch die blaue Glut im Innern des Felsens, er schloß sich wieder und die Erscheinung war verschwunden. Die Gesellschaft fuhr wieder weiter. Das dunkle Wasser wurde immer trüber und finsterer; nur wenige Lichter brannten noch. Der Choral und der unterirdische Donner tobten noch immer fort. Auf die Wittwe machte keins

der Phantome, die sie jetzt sah, noch einen Eindruck; die Erscheinung ihrer Schwester schien sie alle todtgemacht zu haben. Auch kamen keine mehr zum Vorschein, welche die Absicht hatten, die Damen zu schrecken, die ruhig auf ihren Plätzen blieben, und denen der Proconsul die Gegenstände erklärte, die sich jetzt darstellten. Für's Erste zeigte sich ihnen ein schöner griechischer Tempel in dem größten Ebenmaß, mit Säulen bekleidet, in dessen Mitte fuhren sie ein. Dies ist der Tempel der Priester, sagte der Consul, wir werden gleich den Oberpriester sehen, der kommen wird, uns zu begrüßen. Eine Thür öffnete sich auch, und man blickte in ein hell erleuchtetes prachtvolles Gemach, auf dessen Stufen der Priester stand, die Arme ausgestreckt, um seine Gäste zu empfangen. Metella erhob sich und ging die Stufen hinauf, ihre Töchter folgten ihr. Gelobt seist Du, die Du kommst, unsere erhabene Göttin Isis zu besuchen. Sei gegrüßt, edle Frau und Ihr, zarte Jungfrauen, reicht mir die Hand und kommt mit mir, die Göttin, die euch erwartet, zu begrüßen. Der Proconsul wurde ebenfalls mit Auszeichnung empfangen. Wie der Zug in den Tempel herein war, schlossen sich dessen Thore wieder, und man erkannte in dem hellerleuchteten Innern an Nichts, daß man im Innern

der Erde sich befand. Die Choraltöne hatten aufgehört, statt dessen ließ sich ein unendlich liebliches Flötengelispel hören, das bald in eine vollständige Musik überging, die sehr viel Reiz hatte. Unterdessen war in dem schönen Gemache ein Tisch erschienen, der mit allen möglichen Leckerbissen besetzt war und an dem sich die Gesellschaft niederließ. Reiche Pokale wurden mit dem besten Weine gefüllt. Die Gesellschaft saß bei Tische mehrere Stunden. Der Oberpriester, der zu Metella's Rechten saß, machte bei Tische die Honneurs, ihr zur Linken hatte der Proconsul Platz genommen, ein junger Priester machte mit sehr artigen Manieren der schönen Claudia den Hof. Die Römerin zeigte offen ihr Wohlgefallen an egyptischer Lebensweise, verglichen mit der römischen. Der Oberpriester fragte, was der Kaiser mache, und darauf erwiderte Claudia: Darauf kann ich am Besten antworten, denn ich habe ihn in diesen Tagen verlassen. Es ging ihm wohl und man sprach von einer neuen Kriegsunternehmung, die er persönlich leiten und anführen wollte. Mögen ihm die Götter Sieg und Glück verleihen, antwortete der Priester, indem er zugleich seinen Becher füllte und leerte. Als man von der Tafel aufstand, erkundigte sich der Oberpriester, wohin

er die Damen führen solle, ob sie das Innere des Tempels, wo die Göttin gewöhnlich hause, zu sehen beabsichtigten, oder die Umgebungen, die in der Pyramide angebracht seien, bewundern wollten.

Ich möchte der Göttin, wenn es erlaubt ist, meine ehrfurchtsvolle Verbeugung machen, erwiderte Metella.

Gewiß ist es erlaubt! rief der Priester, indem er sich anschickte, den Zug zu führen, der sich sogleich in Bewegung setzte. Man stieg in eine große, mit goldener Verzierung geschmückte Gondel und fuhr ab. Zuerst kam man wieder auf den See, der sich in unergründlicher Ausdehnung bis weithin verbreitete und dessen Wellen jetzt ruhig waren, von keinen schwimmenden Phantomen angefüllt. Noch an ein paar schönen Tempeln fuhr man vorüber, dann näherte man sich einem weithinstrahlenden Punkte, der, als man ihm näher kam, sich als ein prachtvoll erbauter, säulengetragener Tempel zeigte, dessen einzelne Säulen von lauter Lichtkränzen umgeben waren, die den ausnehmenden Glanz verbreiteten, den man von fern schon bemerkt hatte. Als man sich näherte, erhielt die Musik einen prächtigen Charakter, und lange hintönende Posaunenstöße bildeten sie. Es war etwas unbeschreiblich Feierliches in diesem Nachtbilde, wo

so viel Pracht und Glanz von finsteren unheimlichen Schatten umgeben war. Hinaufblickend, gewahrte man Sterne an dem dunkeln Raume, und als Metella ihren Führer fragte, wo sie hergekommen seien, erwiderte er: Sie sind durch Kunst gebildet; da die Decke ein geschlossener Raum sei, habe man sie durch Beleuchtung eigenthümlicher Art hervorgebracht. Sie sind täuschend den wirklichen Sternen ähnlich! rief die Wittwe, indem sie emporblickte. Sie haben auch eine Bewegung, nahm der Priester das Wort, geben Sie Achtung, sie verändern ihren Platz und bewegen sich in Gruppen nach der Musik. Gewisse Sternbilder bringen besondere Posaunenklänge hervor.

Als man noch den Sternenhimmel betrachtete, öffneten sich die Thore des Eingangs zum Tempel. Wir sind willkommen; lassen Sie uns eintreten! Sie gingen eine große Treppe hinauf; oben empfing sie ein unbeschreiblich großer Kreis weißgekleideter, in Schleier gehüllter Gestalten, die ihnen grüne Zweige entgegenhielten. Die Priesterinnen der Isis! rief der Priester, sich vor den Verschleierten verbeugend. Ein Festmarsch erklang, und mit dessen ersten Tönen flogen die Thüren zu einer Halle auf, in die jetzt die Gäste traten. Die verschleierten Jungfrauen blieben draußen

auf dem Flur. Ueberall auf ein paar Schritte waren große Feuer angezündet, die aus zusammengebundenen Flammenbüscheln bestanden, aus mehreren Fackeln zusammengesetzt. Der Boden, auf dem man ging, war parquetartig zusammengefügter Marmor von mehreren Farben, hier und da mit Blumen bestreut. Nach einem Wege von einer guten halben Stunde kam man in ein kleines, rundes, kuppelförmiges Gemach, von Säulen rings getragen; darin stand auf einem Sockel aus weißem Marmor eine kleine Statue von Bronce, eine menschliche Gestalt mit einem Stierkopfe darstellend. Der Priester neigte sich vor diesem Bilde, und seine Umgebung stimmte einen kurzen chorartigen Gesang an zur Feier des Anubis, eines Sohnes der Isis. Auch Metella grüßte das Bild. Jetzt schritt man weiter, durch offene Hallen, die sich bald zu langen Sälen erweiterten, in deren einem eine weibliche Gestalt gesenkten Hauptes auf und ab schritt. Es war die Göttin selbst, die hier einsam ihren Betrachtungen nachhing, und jetzt von dem Zuge der Gäste gestört wurde. Die Göttin sah entsetzt empor, als sie die Schritte hörte, und fragte mit lauter Stimme: Wer naht sich? Du hast befohlen, Göttin, antwortete der Priester in tiefer Ehrfurcht, daß ich Dir die rö-

mischen Frauen bringen darf, die da kamen, um Deine Göttlichkeit zu verehren. Sie mögen kommen! erwiderte Isis, und blieb in der Mitte des Saales stehen. Es war eine hohe, schlanke Gestalt; der Schleier, der sie sonst einhüllte, war zurückgeschlagen, und man konnte ein ernstes, strenges Antlitz sehen, dem es jedoch nicht an Milde und Güte fehlte. Der Priester, als er die Göttin vor sich stehen sah, warf sich zur Erde nieder und berührte mit seiner Stirn den Boden. Metella faßte ihre Töchter an die Hand und beugte ein Knie, indem sie zugleich, wie zum Gebet, die Arme gen Himmel hob. Seid mir willkommen! rief die Stimme der schönen Frau; wo kommt Ihr her?

Aus Rom, Göttin, antwortete Metella. Hier sind meine Töchter, die ich Dir vorzustellen so frei bin.

Wer bist Du selbst? tönte die Frage der Göttin.

Ich bin die Wittwe des Senator Metellus, der in Rom starb und mich im Besitz dieser zwei Töchter hinterließ, nachdem mir schon zwei Söhne, die ich ebenfalls geboren, genommen waren. Ich bin immerdar Deinem Dienst, o Göttin, geneigt gewesen, und selbst besitz' ich einen kleinen Tempel,

der Dir gewidmet ist, Dir und Deinem Sohne, den ich schon begrüßt habe.

Die Göttin hörte diesen Bericht mit Wohlwollen und Gnade an, dann reichte sie ihre Hand der Wittwe zum Kusse, die sich mit besonderer Ehrfurcht darauf hinstürzte und die schöne Hand mit ihren Lippen berührte. Eine gleiche Gnade bat sich Claudia aus und erhielt sie ebenfalls.

Darauf begann die Göttin wieder ihren einsamen Gang durch den Saal. Dies war das Zeichen, daß die römischen Damen entlassen waren, und sie zogen sich sogleich zurück; nur der Priester verweilte noch ein paar Minuten, weil er mit der Göttin Etwas zu sprechen hatte.

Als er zurückkam, setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Auf dem Standbild unterhalb des Horus fehlte die Statue, und der Priester erwiderte auf die Frage der Wittwe: Wahrscheinlich wird er sich jetzt zu seiner Mutter bemühen. Er ist gegenwärtig nicht da. Man ging vorüber, dem Eingange des Tempels zu. Man fand wieder die Priesterinnen unten auf dem Vorplatz, und oben, als Metella hinaufblickte, gewahrte sie zugleich andere Sternbilder, als sie früher gesehen. Die Musik erklang in heiterer Weise, und man schritt die Treppe hinab. Unten war der Nachen erleuchtet,

und der Priester führte die Wittwe mit großer Artigkeit auf ihren Platz. Dem Himmel sei Dank! rief er, Isis war uns günstig! Sie empfing uns mit besonderer Huld! Das ist eine Seltenheit; sie ist jetzt für alle solche Unterbrechungen in ihrer Einsamkeit sehr ungnädig und streng gesinnt. Doch die vollkommene Liebenswürdigkeit der Damen hat unfehlbar dieses Wunder bewirkt.

Ich werde in Rom das Bezeigen der Göttin zu rühmen wissen, bemerkte die Wittwe mit einem besondern Dank an den Oberpriester. Die egyptischen Götter gelten in Rom für stolz und eigensinnig; ich kann und werde das Gegentheil behaupten.

Daran werden Sie wohl thun! rief der Priester. Unsere Gottheiten sind wahrlich nicht stolz, doch kommt es sehr darauf an, wer ihre Gnade anruft. Frauen, die keinen ganz guten Ruf hatten, haben sie zu ihrer Patronin gemacht; es ist kein Wunder, wenn sie diesen nicht besonders günstig sich erwies.

Als man im Tempel der Priester wieder angelangt war, bemerkte der Proconsul, daß es spät sei, und darum Zeit, sich zu entfernen. Man nahm nun Abschied von den Priestern, denen man ganz besonders dankte. Die Wittwe versprach ein Ge-

schenk ihrem Orden zu übersenden, das ihnen Freude machen würde; sie begleiteten die Damen noch eine Strecke Weges und beurlaubten sich dann. Ohne Störung wurde der Weg zurückgelegt. Metella empfing wieder ihre Schmucksachen und einen Schleier der Isis, den die Göttin Befehl gegeben hatte ihr einzuhändigen. Er war von kostbarem weißen Stoff, mit Gold gestickt. Die Wittwe legte ihn nicht um, sondern befahl ihren Töchtern, ihn mitzunehmen, um ihn in Rom zu zeigen.

10.

Da wir die Isis gesehen haben, so müssen wir auch, um ein vollständiges Bild egyptischen Religionscultus zu betrachten, den Cultus des Horus in Augenschein nehmen! Dies sagte der Proconsul, als er kam, um sich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen. Des Horus? fragte die Wittwe, und wo wird dieser Cultus gefeiert? In einem Haine, der eine Stunde von Memphis liegt, war die Antwort. Es ist jetzt gerade Frühlingstag und Nachtgleiche, das ist die Zeit, wo sein Cultus den Gipfelpunkt erreicht. Wir wollen hin, riefen die Damen alle zusammen; hoffentlich sehen wir da etwas Neues!

Sehr viel Neues, war die Antwort. Für's Erste sehen Sie da die alten ernsthaften Egypter fröhlich, sogar muthwillig. Die Späße, die dort vorkommen, sind von der Art, daß es nicht

erlaubt ist für anständige Damen, dabei sich zu zeigen, und die vornehmen Egypterinnen, die dorthin kommen, alle Masken tragen.

Wie kommt es, daß das Fest einen so cynischen Charakter annimmt?

Durch die Geschichte des Horus wird es erklärt, erwiderte der Proconsul. Isis auf ihrer Flucht, aus der Gegend der Quellen des Nils kommend, floh durch die thebaische Wüste, und in dieser Wüste verlor sie ihren Sohn, der sie stets begleitete. Der junge Horus befand sich bald allein und verlassen in der Wüste. Er machte die Bekanntschaft einiger Einsiedler, welche die Wüste bewohnten, und von diesen lernte der junge Prinz die Gewohnheiten des Lebens. Zum Unglück lernte er von diesen Gewohnheiten die übeln zugleich mit den guten. Es wurde so schlimm mit der Verwilderung des jungen Mannes, daß die Mutter, als sie nach langem Suchen den Sohn wiederfand, ihn anfangs nicht erkannte, und sich mit ihm nur wieder aussöhnte, nachdem sie die bösen Sitten, die er von den Einsiedlern angenommen hatte, wieder aus ihm vertrieben hatte.

Davon wissen wir in Rom Nichts, sagte Metella.

Ich glaub' es wohl, entgegnete ihr Verwandter

lächelnd, in Rom wird man überhaupt Nichts wissen von dem Leben des Horus, da es ein Mysterium ist, das nicht über die Grenze dieses Landes hinausgekommen ist.

Wann ist die Stunde, wo der Hain dem Publikum geöffnet wird.

Ich werde Sie durch eine besondere Thür hineinführen. Es ist dies nöthig, um nicht mit dem großen Volkshaufen zusammenzutreffen, der den Haupteingang wählt. Gegen die vierte Stunde des Abends komme ich wieder.

Man versah sich nun mit Masken und mit der nöthigen Kleidung zu diesem Zwecke. Es war ein schöner, warmer Abend, als man fortging. Metella hing sich wieder an den Arm des Proconsuls. Die beiden Schwestern führten sich gegenseitig. Einen Theil der Parasiten, die mitzugehen gewünscht hatten, ließ man folgen. Man verließ Memphis, indem man die Straße der drei Gottheiten bis zu Ende ging, dann aus dem Thore des Gottes Orus hinausschritt und sich nunmehr dem bezeichneten Haine näherte. Der Glanz der Fackeln und ein wirres Geräusch von vielen Stimmen bezeichnete den Weg, den man zu nehmen hatte. Es lebe Horus! war der allgemeine Freudenruf, der überall gehört wurde.

Der Hain war mit einer hohen Mauer umgeben, in der man ein Pförtchen, das von einem Priester bewacht wurde, öffnete. Eine hohe schattige Allee von Cypressen und Lorbeerbäumen nahm die Gesellschaft auf, die rasch vorwärts schritt. Man scheute sich anfangs, in das Getümmel einzutreten, das überall den Garten belebte, endlich aber drang der Proconsul durch und führte die Damen, die sich eng an ihn schlossen, zu einer erhöhten Stelle des Hains, von wo sie den Menschendrang genau sehen konnten, ohne durch sein Andringen belästigt zu werden.

Man sollte kaum glauben, daß diese Menschen Egypter sind, man sollte sie für Römer halten, welche die Saturnalien halten wollen, bemerkte die Wittwe.

Da bringen sie ihn getragen, den jungen Horus, rief Einer aus der Gesellschaft. Er hat sich verirrt und wird jetzt von Leuten, die ihn gefunden haben, hereingetragen. Die, welche ihn tragen, sehen wie Selene aus. Vielleicht sind sie es auch. Der Cultus des Horus scheint Aehnlichkeit mit den Mysterien des Bacchus zu haben.

Man sah jetzt einen jungen Menschen von blühender Schönheit auf den Schultern eines derben Menschen sitzen und in den Vorplatz ge-

tragen werden. Er war gänzlich nackt, nur ein Schurzfell von grünen Blättern verhüllte ihn. Frohsinn und Lachen spielte um seine schönen Züge. Ein schwärmender Lärm begleitete den Zug.

Vor der Höhle eines Einsiedlers hielt er an. Der Bewohner dieser Räume, ein alter Mann mit einem langen Bart, kam hervor und begrüßte den jungen Gast. Horus gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er seine Mutter verloren habe und sich jetzt in hoffnungslosem Irregehen befinde. Der Einsiedler nahm ihn sogleich bei sich auf. Er verschwindet in das Innere der Höhle. Während seine Gefährten, junge Hirten, sich draußen mit Tanzen belustigen, sieht man das Innere der Höhle von tausend Lichtern erleuchtet und darinnen Horus, wie er mit seinem Wirthe an der Tafel sitzt und speist. Eine heitere Musik spielt dazu auf und es erscheinen mehrere junge Mädchen, die der Einsiedler als Gäste empfängt. Die Tafel wird sehr lebhaft. Der junge Flüchtling sucht sich bald unter den hübschen Nymphen eine aus und giebt sich mit dieser besonders ab. Als das Mahl vollendet ist, wird eine Streu bereitet, und Horus legt sich mit dem jungen Mädchen auf dieselbe. Die Lampen der Höhle brennen düster und endlich verlöschen sie gänzlich;

unterdessen gehen die anderen jungen Mädchen wieder aus der Höhle heraus, werden aber daselbst von den Hirten aufgefangen, die vor der Höhle warten, und es beginnt eine allgemeine unzüchtige Scene, welche die Damen erröthen machte. Die Nymphen wissen sich zuletzt nicht anders zu helfen, als daß sie sich den Umarmungen der Hirten überlassen, die der Einsiedler vergebens zu zügeln strebt. Als der Morgen wieder anhebt, verläßt Horus die Höhle und zieht mit seinem ganzen Schwarme weiter. Er wird wieder getragen, und seine Träger stehen bei einem Bache still, über den sie nicht hinüber können. Sogleich kommt eine Abtheilung kriegerischer Weiber, die den Zug des jungen Gottes innehalten. Dies sind die Amazonen, und Horus fällt in ihre Schaaren. Vergebens suchen die jungen Hirten den Weibern Widerstand zu leisten, sie werden überwunden und besiegt. Die Anführerin der Amazonen sieht aber kaum den Horus, als sie sich in ihn verliebt und ihn zu verführen trachtet. Ein neuer Tumult begiebt sich, und der Zusammendrang der Massen wird so lästig, daß sogar der Platz, wo die Damen sich befinden, von den zügellosen Schaaren besetzt wird. Die Schlacht der Amazonen wird auf dem Platze gefeiert, wo sich die

Wittwe und ihre Töchter befinden, die durch diesen Umstand verdrängt und mit in den Haufen verwickelt werden. Eine der Amazonen ergreift die Wittwe und hebt sie trotz ihres Sträubens auf's Pferd und schwingt sich selbst darauf. Unter zügellosem Gelächter verfolgt sie der Pöbelhaufe, ihr Hülferuf erstarb ungehört im Geschrei der Menge. Sie stürmte mit ihrer Amazone durch den Fluß und begab sich zu dem andern Haufen der Streitführenden jenseit des Flusses. Hier gelang es ihr, vom Pferde zu springen, bei welcher Gelegenheit sie den Fuß verstauchte, und auf dem Wege liegen blieb. Dort fanden sie die Hirten, und riefen sogleich den Haufen der Ihrigen herbei. Es wäre ihr schlecht gegangen, wenn nicht in diesem Augenblicke der junge Gott erschienen wäre und sie in seinen Armen aus dem Gedränge gerettet hätte. In den Armen des Horus erwachte die arme Metella wieder und sah sich bestürzt so weit von den Ihrigen.

Fürchten Sie Nichts, fremde Frau, ich will Sie selbst zu Ihren Freunden zurückbringen, sagte der junge Horus, indem er die Wittwe aufzustehen nöthigte, wobei er sie mit seinen Armen unterstützte. Sie hinkte nur langsam an seiner Seite. Ich bin unendlich beschämt, sagte sie zu

ihrem Retter, daß ich Eure Hoheit incommodiren muß. Ich hätte das Wagestück, hierher zu kommen, gar nicht unternehmen sollen. Weshalb nicht, meine Gnädige, rief der Gott; alsdann wäre uns die Freude nicht zu Theil geworden, Sie zu retten.

Der Proconsul, der die Verlorene schon gesucht hatte, kam jetzt herbei, und mit ihm die Parasiten, die allesammt sehr erfreut waren, die Dame wiederzufinden. Was machen meine Töchter? fragte die zärtliche Mutter bekümmert.

Es geht ihnen gut, wurde erwidert. Claudia kam der Mutter zu Hülfe. Horus übergab sie dem jungen Mädchen und entfernte sich wieder, um an der Verfolgung der Amazonen Theil zu nehmen. Es mußte eine Tragbahre angeschafft werden, um die Erkrankte nach Hause zu schaffen, denn sie konnte keinen Schritt gehen. Vom Proconsul und von ihrer Tochter geführt, verließ sie hinkend den Schauplatz, auf dem sie nicht länger verweilen wollte. Der bacchische Lärm der ausgelassenen Menge tönte ihr noch lange in den Ohren.

Wir versäumen die Besiegung der Amazonen, sagte der Proconsul, und den alsdann stattfindenden Ueberfall der Königin der Amazonen, der sehr großartig sein wird. Bei der Gelegenheit machen sich die Hirten und die Einsiedler besonders

wichtig. Die Königin der Amazonen wird besiegt, indem sie sich auf ein Pferd retten will. Der Hirt umfängt sie, und sie ergiebt sich ihm halb stehend, halb fallend, was eine sehr schöne Gruppe abgiebt.

Ich verzichte auf alle Gruppen, wenn ihr Anschauen mit solchen Gefahren verknüpft ist, wie ich sie eben erlebt habe, rief die Wittwe mit ängstlicher Stimme. Mir wird nur wieder wohl sein, wenn ich zu Hause in meinem sichern Zimmer mich befinde. Ich will Nichts mehr von diesen Saturnalien sehen; ich habe schon zu viel gesehen!

Mit diesen Worten schloß sich die Dame in ihrem Zimmer ab und die Gesellschaft zerstreute sich.

Auf den andern Tag war die Abreise festgesetzt.

Die Wittwe nahm vom Proconsul Abschied, der sich seinerseits von dem ganzen Corps der Begleitung Metella's verabschiedete. Die Reise wurde am andern Morgen fortgesetzt, indem man beschloß, nur ganz kleine Tagereisen zu machen.

Die Parasiten begannen die Fahrt mit einem Gebet an die Göttin Isis, und baten sie, der abziehenden Römerin günstig zu sein. Wer hätte geglaubt, begann die Reisende zu ihren Töchtern,

daß ich dieses Abenteuer in Egypten erleben würde. In den Armen des Horus zu liegen und seine Befreiung von den Amazonen mit anzusehen! — Ich werde Vielerlei in Rom zu erzählen haben.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. 2 1/4 Thlr.

Möllhausen, Balduin, Der Flüchtling. Erzählung. 4 Bde. 8. broch. 5 3/4 Thlr.

Wallfahrt durch's Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechsundsechszīger. 9 Bde. 8. broch. 10 1/2 Thlr.

Wird gleiches Aufsehen erregen wie Varnhagen's Tagebücher.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Böttger, Adolf, Habana. Lyrisch-epische Dichtung. Zweite Auflage. Min.-Ausg. broch. 1 1/3 Thlr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 16 Ngr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. 2 1/4 Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Ngr.